Pol. g.
1035

Frey

Das Königsrecht nach Georg. Buchanan.

Ein Beitrag
aus dem sechszehnten Jahrhundert,
zur Beurtheilung der Philosophie und
Ereignisse unsrer Tage.

Nebst einer
Biographie Buchanans
und einigen historischen Anmerkungen,
von
Thomas Frey.

Altona,
bei der Verlagsgesellschaft,
1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

100 B
G. n. 436

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Georgius Bachananus

I a c o b o VI.

Scotorum Regi

S. P. D.

Scripſeram ante annos complures, cum apud nos res turbulentiſſimae eſſent, Dialogum de regum Scotorum jure,

 in

in quo ab incunabulis ipſis, ut ita dicam, quod jus, queve poteſtas, ſit regibus et civibus inter ſe explicare ſum conatus. Is liber cum pro tempore profuiſſe nonnihil ſit viſus, ut occluderet ora quibusdam, qui clamoribus importunis magis, qui tum erat, rerum ſtatum inſectarentur, quam quid rectum eſſet, ad rationis normam exigerent: rebus tamen paulo tranquillioribus, ipſe quoque arma depoſita concordiae publicae libens conſecravi. Nuper autem cum in eam diſputationem, inter ſchedas repertam incidiſſem, ac viſus eſſem in ea multa videre,

quae

quae aetati tuae, (in ea praesertim rerum humanarum parte collocatae) essent necessaria eam publicandam censui, ut et mei in te studii esset testis, et tui erga cives officii te admoneret. Multa autem mihi faciunt fidem, hunc meum conatum non inanem fore, in primis aetas nondum, pravis opinionibus corrupta, et supra aetatem indoles, ad praeclarissima quaeque capessenda sponte properans, et non modo praeceptoribus sed omnibus recte monentibus in obtemperando facilitas, et in rebus examinandis judicium, et solertia; quo in genere nullius apud

te

te magnopere pollet auctoritas, nisi probabili ratione confirmetur. Video etiam, te naturae quodam instinctu, ab adulatione, quae et tyrannidis est nutricula, et legitimi regni gravissima pestis, adeo abhorrere, ut seloecissmos et barbarismos aulicos non minus oderis, quamqui sibi omnis elegantiae censores videntur, eos ament et affectent, et velut sermonis condimenta passim, majestates, dominationes, illustritates et si quae alia sunt magis putida, adspergant. Ab hoc te errore quamquam et naturae bonitas et institutio rectorum in praesentia vindicent,

cent, tamen non nihil ſubvereri cogor, neblanda vitiorum nutrix, prava conſuetudo, animum adhuc tenellum in pejorem partem detorqueat, praeſertim cum non ignorem, quam reliqui noſtri ſenſus facile ſeſe praebeant ſeducendos. Hunc igitur ad te non modo monitorem ſed etiam feagitatorem inportunum ac interim impudentem miſi, qui in hoc flexu aetatis trans adulationis ſcopulos te comitetur, nec moneat modo, ſed in via ſemel inita contineat, et ſi quid deflexeris, reprehendat et retrahat. Cui ſi parueris tibi tuisque in praeſentia tranquilitatem et in futurum

turum ſempiternam comparabis gloriam. Vale.

Sterlini anno Sulutis humanae MDLXXIX, die decimo Ianuario.

An

An

Jakob den Sechsten,

König von Schottland.

Schon vor vielen Jahren schrieb ich in den unruhvollen Zeiten unsers Vaterlandes einen Dialog über die Königsrechte in Schottland, in welchem ich einen Versuch wagte, die gegenseitigen Rechte der Köni-

Könige und Bürger aus einander zu setzen. Dieser Aufsatz stiftete manches Gute, er brachte einige zum Schweigen, die mit ihrem zweckwidrigen Geschreie mehr die damalige politische Lage anfeindeten, als das, was Recht ist, nach den Grundsätzen der Vernunft abmaßen. Und doch fand ich für gut, da die Ruhe zurückkehrte, meine Waffen willig niederzulegen und sie der öffentlichen Eintracht zu weihen. Da ich ihn aber neulich ungefähr unter andern Papieren auffand, und in ihm manches zu bemerken schien, das für Sie in Ihrem Alter (*) — besonders auf einer

(*) er stand im dreizehnten Jahre.

einer so erhabnen Stufe des Glücks — unentbehrlich seyn muß, so beschloß ich, ihn dem Drucke zu übergeben, damit er von meiner Anhänglichkeit an Sie zeugen, so wie Sie an Ihre Pflichten gegen die Bürger erinnern möchte. Daß mein Versuch nicht vergeblich seyn werde, das verspricht mir Ihr noch von keinen Vorurtheilen verdorbenes Alter, Ihr vor den Jahren reifender Verstand, der jedes Gute schnell — aus eignem Triebe — auffaßt. Ihre Bereitwilligkeit auf Ihre Lehrer mit und ohne Beruf zu hören, Ihr Scharfsinn bei Untersuchung jedes Gegenstandes, den keines Menschen Ansehen, wenn es nicht durch gehörige Gründe un-

ter-

terstüzt wird, gelten läßt. Ich sehe es, daß Sie die Schmeichelei die Säugamme des Despotismus, die sogar für gesetzmäßige Regierungen zur Pest wird, verabscheuen, und den barbarischen Hofjorjon, in eben dem Grade hassen, in welchem Menschen, die die Kritik der Eleganz für ihren Beruf ansehen, ihn verehren, und ihre Reden bald mit Majestäten, bald mit Durchlauchtigkeiten oder sonst mit andern widrigen Benennungen zu würzen wähnen. So sehr nun auch die Güte Ihres Charakters, und Ihre Erziehung für die Gegenwart Sie dagegen verwahren kann, so wenig kann ich, da ich weiß, wie leicht unsre übrigen Sin-

ne

ne sich der Verführung Preis geben, mich von der Furcht losreißen, daß es der bösen Gewohnheit, dieser so sanft schmeichelnden Pflegerin des Lasters, einst gelingen könne, Ihre noch zarte Seele zu verschlechtern.

Möge dann dieser Aufsatz mit Ihnen die Sprache eines warnenden, auch wohl fordernden und — bisweilen sogar ungestümen Freundes sprechen, und sie über die Klippen der Schmeichelei glücklich hinüber geleiten! doch nicht blos dieses — Sie auch da erhalten, Sie bei jeder Abweichung vom richtigen Pfade tadeln

deln und zurückziehen! So würde Ruhe Ihre Gegenwart, Ruhm ihre Zukunft krönen!

Sterlin, d. 10ten Januar 1579.

Georg

Georg Buchanans Leben.

Der Verfasser der gegenwärtigen Uebersetzung eines der berühmtesten Werke des Schottischen Philosophen, Dichters und Geschichtschreibers, Georg Buchanan, kann unmöglich die Absicht haben, eine weitläuftige Biographie dieses Mannes zu schreiben; allein er glaubt, daß Leser, die eben nicht gelehrte von Metier sind, und daher von der Litteratur und politischen Geschichte keine tiefe Kenntniß besitzen, es vielleicht nicht ungern sehen dürften,

einen

einen Mann, der für seine Zeiten gewissermaßen neue, aus der Geschichte des Menschengeschlechts und einer mehr als siebzigjährigen politischen Erfahrung geschöpfte Grundsätze in seinem Dialoge vom Königsrechte in Schottland aufstellte, wenigstens nach seinen vornehmsten, und über den Innhalt der gegenwärtigen Schrift einiges Licht verbreitenden Lebensschicksalen zu kennen, und nur für diese schrieb er diese wenigen Blätter, die er, zwar nicht als einem Schlüssel zu den hier aufbewahrten politischen Bekenntnisse, aber doch als eine Einleitung zur nähern und unpartheiischen Beurtheilung des Ganzen zu betrachten bittet.

Georg Buchanan war im Jahre 1506 im Anfange des Februars zu Kellern, einem

nem schottländischen Dorfe gebohren. Nach dem Tode seines Vaters, der nicht ein so guter Wirth war, als er bei seiner fruchtbaren Ehe — denn er hinterließ eine Wittwe mit acht unerzognen Kindern — und bei seinem weniger als mittelmäßigen Vermögen hätte seyn sollen, nahm sich seiner Mutter Bruder, Jakob Herirt, der an dem jungen Neffen Genie entdeckt hatte, seiner mit einer unbegränzten Zärtlichkeit und väterlichen Vorsorge an, und schickte ihn, nachdem er auf einer vaterländischen Schule die Anfangsgründe der Sprachen und Wissenschaften erlernt hatte, nach Paris. Diese Königsstadt war damals ein Sammelplatz vieler Schotten aus den edelsten Familien, die außer den Schätzen der griechischen und lateinischen Sprachkunde, die sie hier erwarben, noch

mit jenen mildern Sitten, die Frankreichs Bewohner einer frühern Cultur verdankten, bereichert in ihr Vaterland zurück kehrten, wo sie bald Liebe und Neigung für die schönen Wissenschaften verbreiteten, und durch ihre Unterstützung, noch mehr aber durch ihr Beispiel manchen Jüngling, der in Schottlands Gebürgen nur ein Jäger oder Fischer geworden wäre, zu einem Zöglinge der Musen machten.

Zwei ruhige Jahre hatte unser Georg in Paris blos für die Wissenschaften und Künste, und nach den Sitten seines Jahrhunderts, unter diesen besonders für die lateinische Dichtkunst — das Lieblingsfach fast aller damals berühmten Männer — verlebt, als ihn auf einmal zwei starke Schlä-

ge

ge fast zu einer Zeit trafen. Sein Onkel und in diesem so wohlthätigen Verwandten, sein Versorger — starb; und er sahe nun keine Möglichkeit, in einem fremden Lande, so vielen Reiz es auch für ihn hatte, ohne Unterstützung und ohne Brodterwerb, ferner zu leben; besonders da er durch vieles angestrengtes Studiren seine Gesundheit gar sehr geschwächt hatte. Mit einem leeren Beutel, und was noch weit schlimmer war, mit einem kranken Körper gieng er daher ungefähr um das Jahr 1532 nach Schottland zurück, und nahm, nachdem er bei den Seinigen durch sorgsame Pflege geschickter Aerzte seine Wiedergenesung abgewartet hatte, Kriegsdienste unter den französischen Hülfsvölkern, die vor kurzem auf der Schottischen Küste ans Land gestiegen waren. Die Kö-

nigin Mutter, Margaretha aus England, Jakobs des vierten Wittwe, hatte sich mit dem Lord Duglas vermählt, einem der reichsten Magnaten, dessen Geschlecht schon längst nach einem Einflusse auf die Landesregierung gestrebt hatte. Seine Feinde suchten diesen Plan der Duglasse zu vereiteln und erklärten den in Frankreich lebenden Johann Stuart, einen Prinzen von Geblüte zum Reichsverweser. Nun ward zwar, nachdem dieser dreimal in Schottland gewesen war, ohne die nöthige Ruhe wieder herstellen zu können, 1524 der zwölfjährige Kronerbe unter dem Namen Jakob der fünfte von den Pairs für volljährig erklärt, allein da die Duglasse und die Königin Mutter an England, die Reichsräthe mit dem Könige an Frankreich hiengen, so konnte der Friede fast nur als

Waffenstillstand betrachtet werden, denn 1533 kam es zwischen den Engländern und Schotten zu neuen Feindseligkeiten, die aber noch durch die Vermittelung des französischen Hofes, der den Schotten Hülfsvölker zugeschickt hatte, beigelegt wurden. Unter diesen Hülfstruppen nahm George Buchanan, der nun ungefähr sieben und zwanzig Jahre alt war, vielleicht aus Vorliebe gegen die Franzosen, oder aus Patriotismus, oder aus Noth, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, oder auch — denn warum wollte man ihm das nicht auf sein Wort glauben? aus Begierde das Kriegswesen einer so kultivirten Nation näher kennen zu lernen — Dienste. Vielleicht verdient es hier bemerkt zu werden, daß die zwei größten Dichter der ersten Hälfte des sechs-

zehn-

zehnten Jahrhunderts, Georg Buchanan gegen die Engländer — und einige Jahre später Petrus Lottichius in Deutschland gegen die Feinde der vaterländischen Freiheit und Reformation — fochten. Buchanans Feldzug endigte sich zwar ohne Blut, allein das ungewohnte Hin- und Hermarschiren in den Eisgebürgen Schottlands in der strengsten Jahrszeit, hatte seinen ohnehin noch nicht wieder gehörig zu Kräften gekommenen Körper von neuem geschwächt. Er verließ daher die französischen Kriegsdienste, und gieng, nachdem er sich von den Strapazen erholt hatte, auf die vaterländische Universität St. Andrews, die im Jahre 1524 eine vortheilhaftere Einrichtung erhalten hatte. Hier studierte er unter Johann Maire, der sich auch in Paris gebildet hatte, ei-

nige Zeit und gieng mit seinem Lehrer, da dieser sich wieder nach Paris ins Kollegium von Montagu begab, nach Frankreich. Nach zwei Jahren ward ihm die Stelle eines Lehrers der lateinischen Sprache im Collegio St. Barbarä zu Paris zu Theil, und er ward dadurch wenigstens für den dringendsten Nahrungssorgen gesichert. Buchanan hatte während seines zweiten Anfenthaltes in Frankreich den Umgang des jungen Gilbert Kennedy, Grafen von Cassils, aus einer der edelsten schottischen Familien, genossen, von diesem ward er mit zurück nach Schottland genammen, wo dieser Herr in der Folge unter Jakob dem fünften als Reichs-Schatzmeister eine grosse Rolle spielte. Obgleich Bachanan in der kleinen Skizze seiner Biographie, die er in seinem vier

und

und siebenzigsten Lebensjahre selbst nieder=schrieb, das Jahr seiner Rückkehr ins Vaterland nicht genau angiebt, wie er denn überhaupt für keinen Freund der Chronologie gilt, so ist diese doch ohne Zweifel vor 1539 erfolgt und er hatte in diesem Zeitraume außer den ehrenvollesten Bekanntschaften mit französischen Großen auch den Vortheil, daß er sich durch die Schriften der deutschen Reformatoren eines Luthers, Melanchthons u. a. m. mit den Grundsätzen der Religionsregierung in der Schweiz und Deutschland bekannt gemacht hatte. Es darf wohl nicht erst gefragt werden, ob er ihr günstig war.

Jakob der fünfte wollte einen so tauglichen Mann als Buchanan war, nicht wieder von sich lassen. Er übertrug ihm

die

die Erziehung eines seiner natürlichen Söhne, der Jakob Graf von Murray hieß, und dem sein Lehrer wahrscheinlich die ersten Grundsätze der Reformation so wie die Vorliebe für sie einflößte, indem dieser Herr, als er in der Folge, während der Minderjährigkeit Jakobs des sechsten von 1567 — 1571 Reichsverweser war, die reformirte Religion zu begünstigen und in Schottland zu verbreiten bemühet war. So schien denn endlich für unsern Georg eine wohlthätige Sonne aufzugehen. Er hatte Brodt, Ehre — den Beifall des Hofes, die Gnade seines Königs, und in der Ferne die Aussicht nach vollendeter Bildung des jungen Grafen von Murray eine einträgliche und seinen Verdiensten angemessene Ehrenstelle zu erhalten. Aber er schien zum Emi-

grantenleben bestimmt zu seyn. Ein kleines Spottgedicht auf die Franziskaner reizte diese geistliche Herren, die seine Gelehrsamkeit, seinen Ruhm und Ansehen, seinen freien Zutritt in die edelsten Häuser der ersten Pairs des Rechts beneideten, so sehr gegen ihn, daß sie ihm, unter dem Vorwande, er sey ein Atheist — so hieß bei ihnen jeder, der den Pabst nicht für unfehlbar und die Barfüßer nicht für die größten Gelehrten hielt — seinen Lebensgenuß gar sehr verbitterten. Dazu kam die Furcht, daß die am Hofe der Königin von Navarra, ihrer Tante, erzogene Gemahlin Jakobs des fünften, Magdalena K. Franzens erste Tochter, die Grundsätze der Reformation weiter befördern möchte! Einige mit dem Hofe mißvergnügte Lords vergrößerten die Parthei der

Par-

Barfüßer, und man wollte von Seiten des Königs einen Plan zu einer Verschwö- rung entdeckt haben, bei der dieser Orden nichts weniger als eine rühmliche Rolle gespielt hatte. Jakob der fünfte trug sei- ne Rache gegen sie unserm George auf, und befahl ihm, eine Satyre gegen die Franziskaner, so bitter als möglich, zu schreiben. So erschien, nachdem sein er- ster Versuch für viel zu mild gefunden war — sein beißendes Gedicht: die Franzis- kaner. Kaum war das bekannt, so ward der Haß der gereizten Clerisei gegen ihn unversöhnlich. Der Kardinal David von Beton, Erzbischof von St. Andrews, ein Hauptfeind der Protestanten, benutzte sein Ansehen beim Könige, ihm den Schutz dieses Fürsten zu entziehen. Und wenn es ihm auch nicht ganz gelang, den un-

vor-

vorsichtigen Dichter seiner Rache aufzuopfern, denn Se. Eminenz kannten kein grösseres Vergnügen für einen Prälaten seines Standes — als Protestanten verbrennen zu sehen; so fand doch der Hof für gut, ihn der Wuth und Rache seiner sichtbaren und unsichtbaren Verfolger zu entreißen. Buchanan entkam also nach England. Hier herrschte Heinrich der achte, es war gegen das Jahr 1540. Die Launen, denen er sich in seinem Alter überließ, und sein unruhiger Geist machten sein Reich zu einem Schauplatze von Revolutionen, die bald von kleinen bald von großen Vasallen begünstigt wurden. Der arme Flüchtling fand also hier die Ruhe nicht, die er so sehnlich suchte. Er eilte daher in sein geliebtes Frankreich, wo ihn seine alten Freunde mit offenen

Armen aufnahmen. Aber wie groß war seine Bestürzung als man ihm rieth, incognito zu bleiben, weil der Kardinal von Beton, dessen Haß ihn aus dem Vaterland vertrieben hatte, schottischer Abgesandter in Paris sey, und am Hofe in großem Ansehen lebe. Den Wanderstab noch in der Hand, wußte er nicht, in welchem Winkel der Erde er Brodt und Ruhe in seinem vier und dreißigsten Jahre, wo doch fast jeder auf einen festen Sitz zu denken geneigt ist, finden sollte. Er blieb nicht lange in dieser Verlegenheit, und Neros Sprüchwort: der geschickte Mann findet allenthalben sein Brodt, traf bei ihm buchstäblich ein. Ein Lehrer am Collegio zu St. Barbara zu Paris, Andreas Gouvea, ein Portugiese, den sein König nebst zwei ältern Brü-

dern in Paris hatte studiren lassen, war nach Bourdeaux berufen worden, um über das Collegium von Guienne die Aufsicht zu führen. Hier lebte er schon sechs Jahre und wetteiferte mit den Gelehrten, die er in seinen Kreis gezogen hatte, um das Verdienst, Aufklärung und Humanität um sich her zu verbreiten. Kaum erfuhr er, daß Buchanan in Paris sey, so verschaffte er ihm eine Professorstelle an seinem Collegio, die diesem sehr willkommen war, weil er dadurch hoffte den Nachstellungen des Kardinals zu entgehen. Man sieht, andre Bemerkungen, die sich hier machen lassen abgerechnet, den unaufhörlichen Kampf des Mönchthums mit dem ächten Geiste der Gelehrsamkeit und Aufklärung!

Weil

Weil die Zöglinge in seiner Lehranstalt jährlich zweimal Trauerspiele aufführten — eine Gewohnheit die sich in Deutschland an manchen Orten noch über das Jahr 1750 hinaus erhalten hat — so schrieb er deswegen seinen Baptista, Jephta, seine Alcestes, u. s. w.

Auf einmal brach der Sturm wieder los! Seine Feinde hatten seinen Aufenthalt ausgespähet, und wie konnte ein Mann, wie Buchanan, der sein Licht nicht unter den Scheffel setzte — verborgen bleiben? der Kardinal schien ihm dem Untergang geschworen zu haben. Er schrieb an den Erzbischof von Bourdeaux, unter dessen Gerichtsbarkeit Buchanan als Lehrer an der Akademie stand, und forderte feierlich seine Auslieferung. Zum Glück für den

Ver-

Verfolgten, gab er diesen Brief zur Bestellung an den Erzbischof solchen Personen, die gute Freunde des Buchanans waren. Er verstand ihren Wink, und vereitelt — waren alle Pläne des Kardinals endlich einmal — etwas zu braten zu bekommen. Der schnelle Todt des Königs in Schottland 1542, der die ganze Ambassade des Kardinals endigte, und eine Pest in diesem Theile von Frankreich, welche die Regierung nöthigte, die Erhaltung der Körper ihrer Unterthanen einstweilen der Erhaltuug ihres Seelenheils vorzuziehen, stellte ihn auf einmal, da er es am wenigsten erwartete, völlig frei.

Während daß Gonvea und andre seiner Freunde sich freueten, daß er ihnen gleichsam von neuem wieder geschenkt

sey,

sey, erhielt dieser Portugiese von seinem Könige Johann dem dritten einen Ruf ins Vaterland, wo dieser Prinz zu Coimbra durch ihn nach dem Muster des Collegii von Guienne eine ähnliche Lehranstalt stiften wollte. Da er aber in Portugall keine Männer fand, die seinen Absichten entsprachen, so erhielt Gouvea Befehl taugliche Subjecte nach seinem Gutdünken auszuwählen und sie auf seine Kosten mitzubringen. Wer ahndet es nicht, daß Buchanan eine so erwünschte Gelegenheit in diesem verborgenen Erdwinkel eine sichere Freistatt zu finden, mit tausend Freuden benutzen werde? Das that er auch. Die mancherlei Unruhen in seinem geliebten Vaterlande, das von Partheien zerrüttet ward, die Begierde, seine praktische Menschenkenntniß in frem-

den Ländern zu vermehren, die Furcht für der Wuth der Mönche, die ihn als den Verfasser einer Satyre gegen die Barfüßer kannten, oder welches hier einerlei ist — haßten, alles dieses bestimmte ihn zur Reise nach Portugall. Eine auserlesene Zahl gelehrter Männer, unter denen Nicol Grouche, Jakob Seyve, Elias von Vines hervorragten, schlossen diesen Bund, der für Portugalls Aufklärung — hätte nicht der Mönchsgeist ihren Bemühungen entgegen gegearbeitet, — sehr wohlthätig hätte werden können. Selbst Patrick, Buchanans Bruder, gieng mit dieser Gesellschaft 1547 nach Portugall. Der Erfolg in Coimbra die Wissenschaften beliebt zu machen, glich anfänglich ihren Eifer, der sie dahin geführt hatte, allein die Inquisition, der sie ein Dorn

im Auge waren, fand in diesem dem Aberglauben so ergebenen Lande, bald Mittel, sie dem Pöbel als Ketzer verdächtig zu machen und der König zu schwach, einem Ungeheuer zu widerstehen, dem er die Waffen gegen sein Ansehen und seine Krone selbst gegeben hatte, mußten einige dieser braven Männer der Wuth ihrer Feinde überlassen. Gouvea starb 1548 als er eben nach Bourdeaux zurückkehren wollte, und seine Freunde sahen nun wohl ein, daß Humanität, die sie pflegen sollten, eine Pflanze sey, die nirgends weniger gedeihe, als in dem Boden, über den Fanatismus den Zepter trägt. Einige von ihnen schmachteten lange im Kerker, ohne Verhör, alle ihre Unschuld konnte sie nicht retten. Buchanan kam am schlimmsten dabei weg.

Er war ein Ausländer, schon das reizte die Eingebohrnen gegen ihn, die es ungern sahen, daß dieser Schottländer die Finsterniß des Aberglaubens, unter deren Begünstigung sie den Pöbel plünderten, mit der Fackel der Philosophie und den humanistischen Wissenschaften erhellen half. Da man ihn keiner Verbrechen beschuldigen konnte, so machte man sein Spottgedicht, die Franziskaner, daß aber wohl gemerkt keiner seiner Ankläger gelesen hatte, zum Hauptpunkte der Anklage. Er hatte ferner während der Fasten Fleisch gegessen, hatte von der Clerisei unehrerbietig gesprochen, und zuletzt traten wider ihn zwei Zeugen auf, die behaupteten, von gewissen Leuten gehört zu haben, daß Inquisit nicht ächt katholisch sey. Mit Untersuchung dieser und ähnlicher Verbre-

chen

chen brachte man ein ganzes halbes Jahr zu, und Johannes der dritte, dessen Waffen bis nach Sina furchtbar waren, mußte einen fremden Gelehrten wegen Kleinigkeiten vor seinen Augen von Unholden plagen lassen, die ihre Bosheit damit krönten, das sie ihn zum Gefängnisse in einem Kloster verdammten, wo er von den Mönchen im katholischen Glauben unterrichtet werden sollte. Diese guten Mönche waren bei weiten so unmenschlich und hart nicht, als sie einfältig waren.

Sie waren weit entfernt, ihn in seinen gelehrten Arbeiten zu unterbrechen. Dieser Periode seines Klosterlebens verdanken wir die schöne metrische Uebersetzung der Psalmen Davids, die er in einigen galanten Versen der damals wegen

ihrer

ihrer Schönheit und ihres Witzes noch angebeteten Königin Maria von Schottland dedicirte, diese Arbeit gründete seinen Ruhm als Dichter, Morhof nennt ihn nach Horaz den größten lyrischen Dichter. Endlich gelang es dem Könige, ihm seine Freiheit wieder zu verschaffen, und zum Beweise daß dieser Prinz von seiner Unschuld vollkommen überzeugt war, bat er ihn, von neuem in seine Dienste zu treten, und gab ihm, bis er wieder angestellt werden könnte, einen Jahrgehalt. Allein Buchanan wollte das Brodt des Königs nicht umsonst essen. Er gieng also, da ein Monat nach dem andern verfloß, und er noch keine Anstalt sahe für seine Thätigkeit einen freiern Spielraum zu erlangen, mit einem Schiffskapitän von Condie nach England über. Zu einer unglück-

glücklichern Zeit hätte er hier nicht anlanden können. Was Salomo sagt, wehe dem Lande, des König ein Kind ist, traf hier in seinem ganzen fürchterlichen Umfange ein. Eduard der sechsste war dreizehn Jahre alt, und seine sechszehn Vormünder mit dem Reichsweser Eduard Herzoge von Sommerset waren nicht fähig den landverderblichen Unruhen zu steuern, welche die mächtigsten Familien theils unter sich, theils gegen die Krone erregten. und eine noch fürchterliche Zukunft drohete diesem Lande, das in seinem weiten Schooße keine Freistatt besaß, wo dieser Flüchtling den Rest seiner Tage dem edelsten Eifer für die Menschheit durch Lehren und Schreiben zu arbeiten, hätte weihen können. So ergriff er denn zum neuntenmale den Wanderstab, schüttelte

Englands Staub von seinen Füßen: und kam, ohne daß es jemand ahndete daß dieser Schotte für England noch einen König erziehen werde, 1553 in Frankreich an, wo die Nachricht von der aufgehobenen Belagerung von Metz, die Karln den fünften zum Stoff der Gassenlieder des Pöbels machte, eine allgemeine Freude unter dieser Nation verbreitet hatte. Er mußte auf dringendes Bitten seiner Freunde ein Gedicht auf diese Belagerung machen, zu dem er sich aber lange nöthigen ließ, weil er mit einigen Dichtern, Franzosen von Geburt, die diesen Stoff schon bearbeitet hatten, nicht gern in Collision kommen wollte, besonders nachdem Melin de St. Gelais Bibliothekar des regierenden Königs Heinrich des zweiten durch ein Gedicht von diesem Inhalte sich

Ruhm

Ruhm erworben hatte. Er hatte nun, außer seinem Vaterlande, England, Frankreich, Portugall gesehen, und eine geraume Zeit in diesen Ländern gelebt, auch Italien, diese Wiege der schönen Künste und Wissenschaften, sollte er in einem ehrenvollen Posten besuchen. Carl Cosse', Graf von Brissac, Marschall von Frankreich, den sein König liebte, und den selbst seine Feinde als einen der größten Generale in eben dem Grade fürchteten, in welchem ihn die Damen — bei ihnen hieß es nur der schöne Brissac — liebten, hatte zur Belohnung für seine der Krone bei Vertheidigung der Hauptfestung Metz, wo er kommandirt hatte, geleisteten Dienste, das Gouvernement von Piemont, das seit einiger Zeit in französischen Händen war, 1555 erhalten. Als Heinrich der

zweite, der in Italien das Haus Caraffa in Schutz nahm, gegen die Spanier, die es mit dem Colonnas hielten, zu Felde gieng, zeigte dieser Brissac daß er das Kriegsmetier verstehe, und sein Sohn Simoleon, der noch sehr jung war, focht an seiner Seite mit einem Muthe, der den Erwartungen seiner Nation von dem Sprößlinge einer so tapfern Familie angemessen war. Diesem jungen Helden wollte sein Vater eine wissenschaftliche Bildung geben, und es war für unsern Buchanan eine ausgezeichnete Ehre, daß der Marschall ihn, einen Ausländer, seinen Landsleuten vorzog, und zum Hofmeister seines heldenmüthigen Sohnes wählte, der mit ihm alle Strapazen und jede Gefahr des Kriegs theilte, und an den Frankreich einen treflichen Feldherrn

wür-

würde erhalten haben, wäre er nicht als Obrister von der Infanterie im sechs und zwanzigsten Jahre seines Lebens vor Macidan geblieben.

So war denn Buchanan, der ein und zwanzig Jahre, seit seinem ersten Feldzuge, blos den Musen geopfert hatte, zum erstenmal wieder in dem französischen Lager, wo er, mitten unter den Schreknissen des Krieges, den Beruf hatte, die Künste des Friedens zu lehren und den Saamen der Menschenliebe und Duldung in dem Herzen eines jungen und verdienstvollen Offiziers auszustreuen. Nachdem das französische Heer bald in Italien, bald auf der französischen Gränze mit abwechselndem Glücke — denn die Guisische Parthei beneidete des Feldmar-

schalls Ruhm und ließ durch Kabale seine Truppen Mangel an den nöthigsten Kriegsbedürfnissen leiden, — gefochten hatte, gieng Buchanans Prinzipal von der Armee ab und begab sich 1559 mit den Seinigen in sein neues Gouvernement von Picardie. Buchanan blieb in diesem Hause, dessen Beifall Lieb und Achtung er genoß, überhaupt fünf Jahre, und wendete seine Muße in dieser Periode auf das Studium der heiligen Schrift, Kirchengeschichte und allen andern Hülfswissenschaften, die seinen Verstand über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes, die damals in Frage kamen, und die der Ehrgeiz der Fürsten und Minister, zur unschuldigen Ursache vieler Kriege und anderer Greuelthaten machte, die der Fanatismus mit der Mordfackel in der Hand,

an

an Greisen und Säuglingen mit gleicher Wuth verübte, aufklären konnten. Endlich sehnte er sich in seinem Vaterlande zu leben, das er nun in zwanzig Jahren nicht gesehen hatte.

Er fand Marianen, Schottlands Königinn noch in Trauer über den Tod ihres Gemahls Franz des zweiten, Königs von Frankreich. In einem Alter von achtzehn Jahren, geschmückt mit allen Reizen ihres Geschlechts, von Kindheit an am französischen Hofe und für denselben erzogen, und regierende Königinn, mußte sie nothwendig in Schottland die Herzen nach sich ziehen. Aber wie verderbt der französische Hof schon damals gewesen sey, zeigte sich an dem Hange der jungen Marie zur Verschwendung, Liebesintriguen und an-

andern Dingen, die der Hofschranze schon damals mit dem Namen der Galanterie bedeckte.

Viele der vornehmsten Familien in Schottland hatten sich zur protestantischen Religion bekannt, und die katholischen Geistlichen waren hier und da aus ihren Aemtern vertrieben worden, und Frankreich, das von dem Parlement die Wiedereinsetzung derselben verlangte, erhielt die Antwort, man bedürfe dieser Herrn nicht mehr. Ja es befahl alle Klöster im Lande niederzureißen. Das fand nun der Despotismus der Guisen, von denen Marie durch ihre Mutter herstammte, für das Ansehen der Krone, die doch in Schottland jederzeit die Reichsgesetze und die Nationalstimme hatte respec-

spectiren müssen, äußerst beleidigend. Die Königinn mußte sogleich eine Leibwache meist von Ausländern annehmen, und damit ward der Ueppigkeit, an deren Anblick das nüchterne Auge der Schottländer noch nicht gewöhnt war, Thür und Thor geöfnet. Die Erbitterung wuchs, als ohne die Reichsstände zu fragen, die junge Königin ihren Vetter, Heinrich Stuart, Lord Dornley, den schönsten Mann seiner Zeit, 1564 heirathete, und ihn sogleich darauf zum König krönen ließ. Die Nation schrie darüber als über den unerhörtesten Despotismus. Ihre Ausschweifungen mit David Rizio einem savoyardischen Musikus, welche die Ermordung dieses ihres Lieblings vor ihren Augen, ihres Dazwischentretens ungeachtet, bewirkten, ihr Starr-

sinn

sinn diesen Elenden ins' königliche Begräbniß legen und mit königlicher Pracht beerdigen zu lassen, ihre neuen Intriguen mit Jakob Herburn Grafen von Bethwell, der des ermordeten Rizio Stelle in der Königin Herzen und Bette eingenommen hatte, und der 1567 an der Ermordung des Königs, nachdem die beabsichtete Ehescheidung fehlgeschlagen, auch der ihm beigebrachte Gift unwirksam geblieben war — welche Verbrechen alle aus der Königin eigenhändigen Briefen an den Grafen die in der Folge ihr Todesurtheil beförderten, offenbar am Tage lagen — einen sehr thätigen Antheil nahm, ihre öffentliche Vermählung mit diesem Mörder ihres Gemahls, bei der kein ausländischer Gesandter erschien — so sehr ward sie allgemein verabscheut, ihre mehr als ver-

dächtigen Bemühungen, ihrem eignen Prinzen dem schottischen Kronerben, Jakob den sechsten, der nur ein Jahr alt war, nach dem Leben zu stehen, hatten endlich das Herz der Nation von ihr abgewendet, und die Geduld der Reichsstände, die mit altschottischer Treue auf die Aufrechthaltung der Reichsgrundsätze sahen, ermüdet, ihre Drohungen, sich zu rächen, die mehr einer Rasenden als einer Landesmutter ähnlich sahen, noch abgerechnet.

Ganz Schottland kündigte ihr also den Gehorsam auf, und erklärte sie 1567 des Throns verlustig. Man brachte sie ins Gefängniß und Jakob Graf von Murray, der Zögling Buchanans, ward Reichsverweser. Buchanan hatte von allen die-

sen Ereignissen, trotz der Complimente, die er der ehedem angebeteten Königin Marie, freilich lange vor dem Ausbruche ihrer lasterhaften Neigungen in der erwähnten Dedication gemacht hatte, einen sehr lebhaften Antheil genommen. Ein Mann wie er, der seinen Geist durch reifes Studium der alten Schriftsteller aus den blühendesten Perioden Roms und Griechenlands genährt, der auf seinen Reisen in nahen und fernen Ländern beim Anblick jener Fesseln, welche der Despotismus mit bluttriefender Hand den Völkern anlegt, oft geseufzt hatte, der für Liebe zum Vaterlande, für Eifer, [die alten Gesetze desselben, die der willkührlichen Gewalt Schranken setzten, aufrecht zu erhalten, glühete, konnte nicht leicht eine andre Parthei nehmen, und er war

erste, eine Prinzessin vom Throne zu stoßen, deren Laster der Ruhm der Nation im Auslande schändeten. Schon längst hatte er sich zur reformirten Kirche bekannt, die der Reichsverweser begünstigte. Wie konnte die Nation unsern Buchanan einen glänzendern Beweis von ihrer Achtung und ihrem Vertrauen geben, als da sie ihm die Erziehung ihres Königs auftrug? Man kann leicht denken, daß er dem Kronerben nur solche Grundsätze werde beigebracht haben, deren Befolgung ihm den Ruhm eines Titus und Marc Aurel zusichern mußten.

Obgleich sein großer Schüler, der Reichsverweser, Jakob Graf von Murrey 1571 meuchelmörderischer Weise von einem jener unruhigen Schottländer, die

der gefangnen Königin Parthei hielten, erschossen ward, so erhielt er sich doch durch seine praktische Menschenkenntniß, und durch seine allgemeine anerkannte Redlichkeit bei seinem erhabenen Posten, und die nachfolgenden Reichsverweser die Grafen von Lenok, von Murr und von Morton schätzten und ehrten ihn. Endlich übernahm Jakob der sechsste im Jahre 1578 mit Zuziehung einiger der vornehmsten und würdigsten Pairs des Reichs die Regierung selbst; aber Buchanan blieb bis an seinen Tod, der den achtzehnten Septembr. 1582 erfolgte, bei dem Könige und genoß also in den letzten zehn Jahren seines Lebens diejenige Ruhe, die er während sechs und sechszig Jahren vergeblich gesucht hatte. Außer seinen Gedichten, die ihn zuerst in Deutschland

land berühmt machten, hat unter seinen Schriften der schottischen Geschichte in zwanzig Büchern, und seine Abhandlung vom Königsrechte, die als Anhang zu jener betrachtet wird, am meisten Aufsehen gemacht. Und nun nur noch einige Worte über diese Schrift vom Königsrechte.

Man hat von dem Ursprunge manches Buchs seltsame Urtheile, allein wohl keines ist so abentheuerlich als der Ursprung den einige Autoren dieser Schrift so gern geben wollten. Famianus Strade, ein Italiäner, der etwa vierzig Jahre nach Buchanans Tode schrieb, behauptete, er habe dieses Büchlein aus Haß gegen Jakob den fünften geschrieben, weil ihn dieser Herr wegen ketzerischer Grund-

Grundsätze aus Schottland vertrieben, besonders aber habe die Hoffnung, daß Jakob Graf von Murray, wenn er nach seinem Plane in den Unruhen den Thron besteigen sollte, ihn zum Patriarchen von ganz Schottland machen werde, seine Feder geleitet. Wie ists wohl möglich dergleichen Ungereimtheiten zu erzählen! Buchanan schrieb seine kurze Biographie oder vielmehr eine Skizze davon 1580 und schon 1584 ward seine schottische Geschichte, von der das Werk vom Königsrecht gleichsam ein Anhang ist zu Frankfurt bei Wecheln gedruckt. Mit welcher Stirn hätte er es wagen sollen, seinem Könige mit dieser Schrift vor Augen zu treten, wenn sie dem Haß gegen seinen Grosvater Jakob den fünften ihren Ursprung verdankte, und wenn so unreine

Absichten, wie hier dem Grafen von Murray schuld gegeben werden, an ihm einen Beförderer aus Ehrgeiz gefunden hätten! Doch Famianus Strade war ein Jesuit, und ists also Wunder, daß er auch Buchanans Asche noch verfolgte, weil dieser Mann ein Werkzeug war, Schottland nebst Zubehör dem Gehorsam des römischen Bischofs zu entziehen?

Das Büchlein selbst hatte merkwürdige Schicksale. Denn als Jakob der zweite muthmaßlicher Kronerbe von England 1673 noch als Herzog von York sich zur katholischen Religion bekannte, und das englische Parlement alle Plane der Katholiken, sich im Lande einzuschleichen, durch die bekannte Testacte vereitelte, so war der Grund zu einer Erbitterung ge-

legt,

legt, die die traurigsten Folgen befürchten ließ, welche Besorgniß durch die 1678 vom D. Oates entdeckte Verschwörung gegen den regierenden König, bei der sein Bruder die Hauptperson gewesen war, gar sehr wuchs. Alle Stände vereinigten sich den Despotismus schon im Entstehen zu ersticken. Einer von dieser Parthei übersetzte daher Buchanans Königsrecht ins Englische, ungefähr kurz nach dem Jahre 1680. Allein man sieht wohl, daß nicht die Verbreitung dieses Büchleins, sondern die unbesonnenen Handlungen des unter dem Namen Jakob des zweiten auf den englischen Königsthron gestiegenen Herzogs von York, sein blinder von seinem Vater D. Petersen noch mehr genährter Eifer für den Katholizismus, die daher entstehende Bemühung die Te-

stacte

stacte, dieses Palladium der englischen Kirche, zu zerstören, sein hartes Verfahren, gegen die ersten Prälaten des Reichs, die wider seine gesetzwidrigen Kabinetsordern eiferten, und endlich der unglückliche Gedanke, der Nation einen untergeschobenen Kronerben aufzudringen, die Entfernung der regierenden Linie des Hauses Stuart vom brittischen Throne bewirkten? Doch that der Hof alles den übeln Eindrücken, welche diese Schrift unter den damaligen Umständen auf das gemeine Volk hätte machen können, zu begegnen. Der berühmte Reichsgelehrte George Manenzie, ebenfalls ein Schottländer, königlicher Advokat und geheimer Rath ein eifriger Aristokrat, setzte seine Schrift: vom Königsrechte in lateinischer Sprache entgegen, die 1684

zu London herauskam und auch bald ins Englische übersetzt ward. William Camden macht in seinen Jahrbüchern beim Jahre 1582 dem Todesjahre Buchanans die Anmerkung. Buchanan habe es bereuet, das er den Rebellen das Wort geredet habe. Hätte er das letztere wirklich gethan, so könnte Camden einigen Glauben verdienen. Allein seine Nachricht stehet nebst dem Zusatze, den Famianus Strade darzu gemacht hat: Bachanan habe in seinen letzten Augenblicken den Wunsch geäußert, daß er nur so lange leben möchte bis er seine Schriften von der Revolution in Schottland widerrufen und die der Königin Maria angehängten Flecken mit seinem Blute wieder austilgen könnte — aus mehr als einer Ursache einem Mährchen ähnlich.

Ein-

Einleitung.

George Buchanan, Thomas Maitland.

Da neulich Thomas Maitland von seinen Reisen aus Frankreich zurückkam, befragte ich ihn um die politische Lage dieses Landes. Weil ich ihn sehr liebe, so ermahnte ich ihn, daß er auf der betretenen Bahn der Ehre und des Ruhms fortwandeln und von seinem Eifer für die schönen Wissenschaften das Beste erwarten

möchte.

möchte. Hätte ich bey einem mäßigen Genie, fast gar keinen Glücksgütern, in einem unaufgeklärten Zeitalter, bei ganz ungünstigen Umständen, etwas geleistet; so zeigte ich ihm, daß Männer, die in einem weit glücklichern Zeitalter, Jugend, Vermögen und Genie hinlänglich begünstigt, sich weder durch Schwierigkeiten von einem ehrenvollen Ziele zurückscheuchen noch bei so vielen Hülfsmitteln ihre Hoffnung benehmen lassen dürften, es vielmehr für Pflicht ansehen müsten, auch in der Folgezeit durch Beförderung der Aufklärung sich und ihren Landsleuten ein gutes Angedenken bei der Nachkommenschaft zu erwerben, und eben dadurch den Wahn auszurotten, daß die Menschen in kalten Ländern von den Wissenschaften und der Humanität überhaupt

eben

eben so weit als von der Sonne entfernt seyen. Denn, wenn auch die Natur den Afrikanern, Egyptiern und andern Völkern schnellere Leidenschaften und einen größern Antheil von Scharfsinn verliehen habe, so habe sie doch keiner Nation den Weg zur Tugend und zum Ruhme verschlossen. Hier unterbrach er mich, sprach erst von sich — wie er immer pflegt — äußerst bescheiden, von mir mehr liebevoll als wahr, und so lenkte ich die Unterhaltung, daß, nachdem ich auf einige Fragen über die unruhvolle Lage des Vaterlandes, ihm eine den Zeitumständen angemessene Antwort ertheilt hatte, ich ihm die Frage vorlegte: was urtheilen die Franzosen und andre, die Sie dort gesprochen haben, von uns? denn die Neuheit gab ohne Zweifel auch hier,

wie

wie immer, Veranlassung nnd Stoff zur Unterhaltung. Wie fragen Sie das mich? antwortete er. Sie wissen den Gang der Dinge, kennen die Menschen in ihren Reden und Urtheilen, Sie müssen von sich selbst schließen, was alle denken, wenigstens denken sollten.

B. Fremde Nationen, je ferner sie von uns sind, je weniger sie zum Zorn, Hasse, Liebe, und andern Leidenschaften, die vom Pfade der Wahrheit die Seele abzulenken Ursache haben, desto aufrichtiger urtheilen sie oft, desto freier sprechen sie davon. Diese Freiheit zu denken und zu reden, hellet das Dunkel auf, entwickelt das Verwickelte, befestigt das Wankende, bringt Schlechtdenkende zum Schweigen, und belehrt den Schwachen.

M.

M. Soll ich aufrichtig mit Ihnen reden?

B. Warum nicht?

M. So begierig ich auch war, Vaterland, Eltern, Freunde, aus der Ferne zu sehen, so spannte doch nichts meine Wißbegierde so sehr, als die Stimme des ununterrichteten Publikums. Zwar hielt ich mich durch die Gewohnheit und die Belehrungen der treflichsten Männer für stark genug; und doch — da der Zeitpunkt kam, — konnte ich, Gott weiß woher das kam, meines Herzens Schwäche nicht bergen. Denn die hier vor nicht alzulanger Zeit verübte Greuelthat verabscheuete jedermann ohne Ausnahme, der Pöbel, der mehr seinen Leidenschaften als der Klugheit folgt, warf die Schuld

weniger

weniger — da man den Urheber nicht wuste, — auf alle, und der allgemeine Haß einer Greuelthat, die Privatpersonen verübten, traf die ganze Nation so sehr, daß auch die schuldlosesten Unverdächtigsten durch ein fremdes Bubenstück gebrandtmarkt wurden. Drum flohe ich, bis der Sturm der Schmähsucht sich legen würde, mit Vergnügen in diesen Hafen! und fast fürchte ich — hier an Klippen gerathen zu seyn.

B. Warum aber das?

M. Weil die Abscheulichkeit eines noch in frischen Gedächtnisse schwebenden Bubenstücks Seelen, die schon längst Feuer gefangen hatten, so in Brand setzen wird, daß jede Vertheidigung alsdann unstatthaft werden wird. Wer

vermag es, dem Daherstürmen nicht blos des Pöbels, sondern auch der aufgeklärten Volksklassen zu wehren? Sie werden nicht aufhören zu schreien, daß uns die noch nie erhörte Grausamkeit bei der Ermordung eines unschuldigen jungen Mannes nicht gnügte, wo wir nicht auch gegen das weibliche Geschlecht, dessen doch sogar der Feind in eroberten Städten schont, auf eine neue unmenschliche Weise wütheten. Von welcher Bosheit kann Würde oder Majestät diejenigen abhalten, die gegen Könige wüthen? oder welches Mitleiden kann man von denen erwarten, die weder die Schwäche des Geschlechts noch die Unschuld des Alters zurückhielt? Recht, Sitte, Gesetze, Ehrfurcht für den Regenten, Achtung für gesetzmäßige Obrigkeit, wer soll das alles künftig in den

Schranken der Bescheidenheit erhalten, wer durch Furcht Einhalt thun, wo die souveräne Gewalt der Willkühr des niedrigsten Pöbels Preiß gegeben ist? Wo zwischen Recht und Unrecht, Schande und Ehre, keine Gränzlinie gilt, fast der ganze Nationalsinn in Barbarei ausartet? Das und noch weit schlimmere Dinge fürchte ich in Frankreich, bei meiner Rückkehr zu hören, aller Ohren werden verschlossen seyn, keiner Vertheidigung sich öffnen.

B. Es wird mir leicht seyn, Sie von der Furcht, unsre Nation vom Verdachte zu befreien.

M. Wie können die, welche die Unmenschlichkeit der ersten Schandthat in dem Grade verabscheuen, die Strenge

bei Bestrafung derselben tadeln? oder wenn sie darüber murren, daß man die Königin im Zaum hielt, so müssen sie das erst beweisen. Wählen Sie also eine Schandthat welche Sie wollen, von diesen beiden. Weder jene noch Sie — wollt ihr anders euch gleich bleiben — könnte weder das eine loben noch das andre tadeln.

M. ich verabscheue die Ermordung des Königes, und freue mich daß die Nation daran unschuldig und sie nur das Werk der Bosheit Weniger war. Und die leztere That kann ich weder ganz tadeln noch loben. Treflich und schön scheint es mir, eine Bosheit, die, seit es Menschen giebt, Sitten und Gesetze mit Füßen trat, mit weiser Sorgfalt ans

Licht zu ziehen, und die Frevler mit Gewalt der Waffen zu bändigen. Daß sie aber die souveräne Gewalt beschränkten, den Königsnamen, der allezeit bei allen Völkern für hehr und unverlezlich galt, in den Staub traten, wie werden das Europens Nationen aufnehmen, diejenigen vorzüglich, die Königen gehorchen? So sehr ich auch weiß, was der andre Theil dawider einwendet, so erschüttert mich doch eine so folgenreiche nie gehörte That, und das destomehr, da einige der Hauptfactionisten meine nahen Verwandten sind.

B. Nun dünkt mich, sehe ich, was nicht sowohl Sie in Bewegung sezt als jene schiefen Beurtheiler fremder Tugenden, die Sie glauben befriedigen zu

müssen. Ich bringe Alle, die über die gefängliche Haft so sehr aufgebracht seyn werden, in drei Classen, unter die erste, die heilloseste, zähle ich alle Diener der Liste der Despoten, die alles was Königen schmeicheln kann, für recht und ehrenvoll halten, die jedes Ding nicht nach seinem Werthe, sondern nach ihrer Gebieter Wohlgefallen messen. Diese haben sich Andere so zu Knechten gemacht, daß sie sich weder im Reden noch Handeln Freiheit vorbehielten. Das war der Klub, aus dem die Menschen kamen, die einen unschuldigen jungen Mann, ohne seine persönliche Feinde zu seyn, von Gewinnsucht, Ehrgeiz und Hofgunst getrieben, auf das grausamste der Mordsucht eines andern opferten. Sie nehmen die Miene an, die Königin zu bemitleiden,

ihren Jammer zu beseufzen, denken aber dabei nnr auf ihre Sicherheit, und kränken sich, daß der Bosheit Lohn, den sie schon in Hoffnung gierig verschlangen, ihnen nech aus dem Rachen gerissen ward. Diese Menschenart muß nicht durch Verstellungen — nur durch Strenge der Gesetze, durch Gewalt der Waffen bezähmt werden. Andre sehen blos auf sich selbst. Sie sind eben nicht böse, ängsten sich auch nicht — wie sehr sie auch den Anschein gern hätten, — über das Nationalunglück, sondern über ihren Familienschaden, und bedürfen mehr Trost als Zurechtweisung der Vernunftgründe und Gesetze. Endlich kommt der unaufgeklärte Haufe, der alles Neue bewundert, sehr vieles tadelte, nichts vor Recht hält als das, was er selbst thut oder thun sieht.

Jede Abweichung von der Vorfahren Sitte, ist bei ihnen Abweichung von dem was Recht ist. Diese, denn nicht Bosheit noch Neid, noch Eigennutz leitet sie, lassen sich noch belehren und von ihrem Irrthume zurückführen, und ergeben sich gründlichen Beweisen, das sehen wir jetzt — wie in der Vorzeit — oft in Religionsangelegenheiten, und niemand ist so wild der sich nicht sollte zähmen lassen, wenn er anders den Belehrungen ein williges Ohr gönnt.

M. Das ist wohl sehr wahr, das haben wir mehr als einmal erfahren. Wollte man nun unter diesem Haufen die ärgsten Schreier fragen, was sie von dem gewaltsamen Tode eines Caligula, Nero und Domitians dächten, so würde keiner

so

so sehr ein Königsfreund seyn, der nicht bekennen sollte, daß sie mit Recht gemordet wurden.

M. Das ist vielleicht wahr, aber eben diese werden sogleich rufen, daß sie sich nicht über die Todesstrafen der Despoten beschweren, sondern von dem unverdienten Jammer gerechter Könige gerührt wären.

B. Sehen sie nun, wie leicht der große Haufe sich aussöhnen läßt.

M. So nicht, ich müßte Sie denn nicht verstehen.

B. Das sehen Sie bald.

M. Sie behaupten, der gemeine Haufe billige die Ermordung der Tyrannen, und bedaure der Könige Unglück.

Wenn

Wenn er nun den Unterschied zwischen Despoten und König einsieht, sollte er da nicht, wie in den meisten Fällen, seine Meinung ändern?

M. Wäre das ein allgemeiner Satz, die Despoten werden mit Recht getödtet, so wäre das der Weg, das übrige festzusetzen. Aber, ich kenne, und zum Theil ansehnliche Männer, die gesetzmäßige Könige den Strafgesetzen unterwerfen, Despoten für unverletzlich erklären. Das ist nun wohl ganz verkehrt. Unterdessen würden sie, ihre Regierung, wäre diese noch so gesetzwidrig und unerträglich, als wenn es Gott und Vaterland beträfe, vertheidigen.

V. Auch ich traf mehrere, die eben das hartnäckig behaupteten, ob mit Recht

davon

davon ein andermal mehr. Wir wollen unterdessen den Satz annehmen, doch mit der Bedingung, das letztere wieder zurückzunehmen, wenn es Ihnen nicht hinlänglich gewiß zu seyn scheint.

M. Diese Bedingung nehme ich an.

B. König und Despot sind also einander entgegengesetzt?

M. Ja!

B. Wenn nun jemand den Ursprung und die Ursachen, Könige zu wählen, der Könige und Nationen gegenseitige Rechte auseinander setzt, scheint Ihnen dieser nicht zugleich das Wesen der Despoten zu bestimmen?

M. Das glaube ich auch.

B. Sollte nun nicht bei dem Anblicke beider Gemälde, der große Haufe einsehen, was er gegen beide für Pflichten habe?

M. Wahrscheinlich.

B. Und doch können bei Dingen, die, ob sie gleich zu einer Gattung gehören, doch einander ganz unähnlich sind, einige Aehnlichkeiten seyn, die den Unvorsichtigen verführen.

M. Ja, ohne Zweifel, und die besonders, wo der Schlechtere die Maske des Guten trägt, und nur darauf denkt, die Unwissenden zu bethören.

B. Schwebt Ihnen das Bild des Königs und Despoten in der Seele, denn

in

in diesem Falle ersparen sie mir eine große Arbeit.

M. Ich könnte zwar von beiden, so wie es mir vorschwebt, das Bild entwerfen, doch fürchte ich, daß es zu ungeschmückt und unansehnlich sey. Ich wünschte also, um nicht zu weitläuftig zu werden, lieber Ihre Meinung darüber zu wissen, da sie älter und erfahrner sind, nicht allein vieler Andern Meinungen kennen, sondern auch auf Reisen Menschen und Sitten und menschliche Denkart studierten.

B. Das will ich recht gern thun, doch nicht sowol meine als der Alten Meinung angeben, das wird meinem Vortrage Nachdruck geben, da er nicht auf konventionellen Umständen, sondern auf Meinun-

nungen von Männern beruhet, die, ohne an der Gegenwart Interesse zu nehmen, eben so schön als kurz, ohne Partheilig-keit — denn dazu fehlte ihnen Veranlas-sung — ihr Urtheil fälleten, die nicht im Dunkel Greise wurden, sondern in polizirten Ländern im Krieg und Frieden durch Kopf und Herz sich hervorthaten. Doch, ehe ich diese Zeugen hier aufstelle, muß ich Sie einiges fragen, daß wir nicht in manchen Hauptpunkten einig, uns bei Nebendingen aufhalten.

M. Das halte ich selbst für gut! Fragen Sie!

B. Glauben Sie, daß einst die Menschen in Hütten und Hölen wohnten und ohne Gesetze ein Nomadenleben führ-

ten, und nur Lust oder Vortheil sie in Haufen sammlen konnte?

M. Ja, das ist der Natur gemäß; und fast aller Völker Geschichte bestätigt das. Auch stellt Homer von diesem Nomadenleben, zur Zeit der Trojaner, in Sicilien ein Gemälde dar: „es gab weder Richter noch Volksversammlungen, „sie bewohnten schattenreiche Hölen, jeder baute sich mit Weib und Kind sein „Haus auf hohen Bergen, gesellschaftlich „für das Wohl aller zu sorgen, war nicht „Sitte.“ War nun Italien, fast das fruchtbarste Land in der Welt, nicht angebaut, so kann man leicht denken, wie es in den weiterhin gelegnen Ländern mag ausgesehen haben.

B. Was war wohl natürlicher, das Nomaden: oder das gesellige Leben?

M. Ohne Zweifel das letztere, da Vortheil, der Vater der Gesetze, die Menschen vereinigte, und sie anwieß, der Gesellschaft auf Trompeten Lermzeichen zu geben, sich mit Mauern und Thoren zu verwahren.

B. Wie? Sie glauben, daß Vortheil und Nutzen den Menschen zuerst vereinigte?

M. Warum nicht? daß wär ja immer Lehre der größten Männer.

B. Er konnte allerdings viel beitragen, die Menschen gesellig zu machen und zu erhalten, allein es dünkt mich, es gebe

gebe eine weit ältere Ursache, ein weit heiligeres Band, ihrer Geselligkeit. Würde der Eigennutz dieses Band nicht mehr aufgelösset als befestigt haben?

M. Das könnte seyn. Allein welches ist denn nach Ihrer Behauptung, der Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft?

B. Die Natur gab nicht allein den Menschen, sie gab auch den zahmen Thierarten den Trieb, sich zu ihres Gleichen, auch ohne den Reiz des Vortheils, zu gesellen. Wenigstens ist es tief in des Menschen Natur geprägt, daß, hätte er auch alles, was des Lebens Sicherheit und Annehmlichkeit fordert, in Fülle, ihm doch ein Leben ohne Menschenumgang unangenehm seyn würde. Selbst die, welche aus Wißbegierde und Forschungstriebe die Einsam-

samkeit aufsuchten, konnten eine anhaltende Anstrengung der Seelenkräfte nicht aushalten, noch, wenn sie ihre Spannkraft erschlaffen ließen, dort ausharren, sondern sie brachten die Frucht ihrer Bemühungen, als einen Beitrag zum Menschenwohl der Gesellschaft dar. Hat die Einsamkeit Reiz die Menschengesellschaft zu fliehen, so ist das mehr Seelenkrankheit als Naturtrieb. So war es bei Timon von Athen und Bellerophon von Corinth: „da irrte der Elende einsam auf „Eläischen Fluren, fraß sein eignes „Herz ab, mied die Fußtapfen der Men„schen.„

M. Fast sind wir einig. Allein, was heißt hier Natur, dieses so vieldeutige Wort?

B. Hier nichts anders, als das Licht, das die Gottheit unsrer Seele, wie dem Leibe das Auge gab, das nennen einige die Natur, einige Naturgesetz. Mir ist Natur und Weisheit einerlei. Ihr kurzer Inhalt ist: liebe Gott von Herzen, den Nächsten wie dich selbst. Alle heiligen Bücher, welche sich mit der sittlichen Bildung beschäftigten, enthalten eigentlich nichts als dessen Erklärung.

M. Sie nehmen also nicht einen Redner oder Rechtskundigen an, der die zerstreueten Menschen sammelte, sondern Gott selbst.

B. Ja, denn nach Cicero's Ausspruch, kann Gott, dem Weltenregierer nichts angenehmer seyn, als das gesellige Menschenleben in einem gemeinschaftli-

chen

chen Vaterlande und Staate, dessen Theile Verbindung, wie alle Glieder unsers Körpers Zusammenhang haben, durch gegenseitige Pflichten Konsistenz erhalten, für das gemeine Beste wirken, Gefahren gemeinschaftlich abwehren, auf Vortheile denken, und durch gleiche Theilnahme an diesen allen das Wohlwollen aller untereinander befestigen müssen.

M. Sie nehmen also nicht den Eigennutz, sondern eine weit erhabnere und göttlichere Ursache der Geselligkeit an, nämlich einen von Anbeginn der Schöpfung uns eingepflanzten Trieb.

B. Nicht jenen, der, nach der Meinung einiger, Recht und Billigkeit geschaffen haben soll, der diesen vielmehr diente, und einen der Sicherheitswäch-

ter einer wohlgeordneten Gesellschaft ab-
gab?

M. Auch hier bin ich ihrer Mei-
nung.

B. Da nun unsre Körper aus Grundstoffen bestehen, die einander entgegenstreben, und auf diese Art Krankheiten, d. i. Unordnungen und gleichsam innerliche Kriege entstehen; so muß es in größern Körpern nämlich den Gesellschaften eben so seyn, weil sie aus verschiedenen gleichsam unter sich kämpfenden Klassen, Ständen, Lagen, u. s. w. noch darzu von Menschen bestehen, von denen Einige nicht eine Stunde eine Gesinnung behalten, so würden sie sich auflösen und untergehen, gäbe es nicht einen politischen Arzt, der alles im Gleich-

gewicht

gewicht erhält, die schwachen Glieder durch Bähungen stärkt, den Ueberfluß der Säfte zähmt, und für jedes einzelne Glied so sorgt, daß weder die schwächern aus Mangel an Nahrung schwinden, noch die stärkern zu geil und üppig werden.

M. So muß es seyn.

B. Wer nun das beim Staatskörper thut, wie werden wir diesen nennen.

M. Der Nahme thut nichts zur Sache. Denn dieser sey, welcher er wolle, so halte ich ihn für einen trefflichen göttlichen Mann, und unsrer Voreltern Weisheit hat sich, wie mich dünkt, dadurch ausgezeichnet, daß sie einen so schönen Gegenstand mit einem glänzenden Namen schmückten, ich meine mit dem

so

so bedeutungsvollen Namen, Regent, der einen so wichtigen und trefflichen Gegenstand uns gleichsam vor die Augen hinstellt.

B. Da haben Sie Recht, denn so nennen wir auch Gott Wir haben kein erhabeneres Wort, seine unendlichen Vorzüge, kein schicklicheres, seine våterliche Liebe gegen uns zu bezeichnen. Was soll ich noch andere aufsuchen, die wir auf das Regentenamt anwenden? z. B. Vater Aeneas, Agamemnon Hirt der Völker, Heerführer, Erster, Steuermann, alle diese haben den Begriff, zu bezeichnen, daß die Regenten nicht ihrentwegen, sondern der Völker wegen da sind. Ueber den Namen sind wir nun einig,

wir gehen nun zu den Pflichten, auf eben dem Wege.

M. Auf welchem?

B. Sie wissen, was wir nur vor wenigen Augenblicken sprachen, daß der Staat unserm Körper, bürgerliche Unruhe der Krankheit, der Regent dem Arzte ähnlich sey. Kennen wir nun die Pflicht des Arztes, so sind wir von der des Regenten nicht gar fern.

M. Sehr wohl, denn die übrigen Aehnlichkeiten leuchten mir ein.

B. Zeit und Absicht erlaubt mir nicht, mich bei Kleinigkeiten aufzuhalten. Sind wir nur in der Hauptsache einig, so versteht sich das übrige leicht.

M. Fahren sie nur fort.

B. Beide haben auch einerlei Zweck.

M. Welchen?

B. Den Körper, der ihnen anvertraut ist, unversehrt zu erhalten.

M. Nun verstehe ich Sie. Der eine soll den menschlichen; der andre den Staatskörper, nach Beschaffenheit der Umstände, gesund erhalten, ihn, wenn er kränkelt, wiederherstellen.

B. Da haben Sie Recht. Beide haben doppelte Pflichten, die Gesundheit zu erhalten, und sie, wenn Krankheit sie schwächte, wiederherzustellen.

M. Dieser Meinung bin ich auch.

B. Denn auf beiden Seiten sind die Krankheiten einander ähnlich.

M. Ja.

B. Beiden ist der Ueberfluß schädlicher Dinge und der Mangel unentbehrlicher Säfte gleich verderblich. Beide Körper werden auf eben die Art geheilt. Der ausgezehrte Körper durch gute Pflege und Wartung, der angefüllte durch Abführung des Ueberflusses, und durch Bewegung.

M. So ist es. Nur mit dem Unterschiede, daß der eine die Säfte, der andere die Sitten im Gleichgewicht zu erhalten hat.

B. Ganz recht. Denn der Staatskörper hat wie der des Menschen ein gewisses Gleichgewicht, das wir, irre ich nicht, am schicklichsten, die Gerechtigkeit nennen könnten. Sie sorgt für einzelne Theile, daß jedes seinen Verrichtungen treu bleibe. Sie ist es, die bald durch Aderlassen, — das Exil der Bösen, — den Ueberfluß abführt, bald die Niedergeschlagenen und Schüchternen aufmuntert, die Mißtrauischen tröstet, und den ganzen Körper zu dem oben erwähnten Gleichgewichte bringt, ihm gehörige Bewegung verschafft, das rechte Maaß von Arbeit und Muße vorschreibt, und so nach ihren Kräften die Gesundheit erhält.

M. Ich stimme Ihnen bei, nur das abgerechnet, daß Sie die Rolle, das

Gleich-

Gleichgewicht zu erhalten, der Gerechtigkeit geben, die doch eigentlich der Mäßigkeit zukommt.

B. Es kommt wohl nicht viel darauf an, ob wir dieser oder jener diese Ehre lassen, denn alle praktischen Tugenden beruhen auf einem Ebenmaaße; und stehen untereinander in einer solchen Verbindung und Zusammenhange, daß sie alle auf eins — die Mäßigung der Leidenschaften — wirken. Sie finde sich nun, wo sie wolle, so kommt auf ihren Namen wenig an, ob gleich, wie mich dünkt, jene Mäßigung, im gemeinen Menschenumgange am bequemsten Gerechtigkeit genennt werden kann.

M. So pflichte ich Ihnen bei.

B. Bei der Wahl eines Regenten, hatten wohl die Alten den Grundsatz, dem freiwillig, wie es in den Bienenstöcken geschehen soll, die Regierung zu übertragen, der besser, gerechter und weiser war, als alle andre Bürger.

M. Wahrscheinlich war das also.

B. Wenn sie nun einen solchen im Staate nicht fanden?

M. Nach dem Rechte der Natur darf keiner gegen seines Gleichen sich eine Regierung anmaßen, denn von Natur darf unter Menschen, die einander gleich sind, einer so wenig als der andre herrschen und gehorchen.

B. Wenn nun das Volk, aus Verdruß die Auftritte der Ehrsucht jedes Jahr

erneuert

erneuert zu sehen, einen, wenn er auch nicht alle Regententugenden besäß, dennoch aber durch Familienalterthum, Vermögen oder Kriegsthaten, sich auszeichnete, zum Könige wählen wollte? Würden Sie diesen nicht für einen gesetzmäßigen König gelten lassen?

M. Allerdings. Denn das Volk hat das Recht, wem es will, die Regierung zu übertragen.

B. Wenn wir nun einen scharfsinnigen Mann, der aber keine wissenschaftliche Kenntniß hat, zum Arzte nehmen wollten? Würden wir ihn, wenn auch alle ihn annähmen, für einen Arzt halten?

M. Nicht im mindesten. Denn Kenntniß und Erfahrung, nicht Stimmenmehrheit, macht den Arzt.

B. Wie ist es bei andern Künstlern?

M. Eben das Verhältniß, dünkt mich.

B. Glauben Sie, daß es eine Regierungskunst gebe?

M. Warum nicht?

B. Können sie einen Grund angeben, der Sie bestimmt, das zu glauben?

M. Vielleicht den nämlichen, den man bei andern Künsten angiebt.

B. Welchen meinen Sie?

M. Aller Künste Anfang kam von der Erfahrung. Denn da Viele manches aufs Gerathewohl, ohne Ueberlegung, unternahmen, andre hingegen, aus Uebung und Gewohnheit eben dergleichen listiger behandelten, auf beiden Seiten den Erfolg bererechneten, und dann über die Ursache desselben nachdachten, so brachten die Scharfsinnigsten die Reihe ihrer Vorschriften in ein System, und nannten das eine Kunst.

B. Kann man also nach ähnlichen Beobachtungen die Regierungskunst, wie die Arzneikunst, in ein System bringen?

M. Das glaube ich!

B.

BIBLIOTHECA

B. Aus welchen Vorschriften sollte denn diese bestehen?

M. Das kann ich nicht sogleich bestimmen.

B. Wenn wir ihnen nun, durch Vergleichung mit andern Künsten, nachspürten?

M. Wie?

B. Als, z. B. die Sprachlehre, die Arzneikunde, der Ackerbau hat Regeln.

M. Gut.

B. Könnten wir nun nicht, jene Regeln der Sprachlehrer und Aerzte, Künste und Gesetze nennen? und so fort?

M.

M. Das dünkt mich.

B. Sollten nun nicht bürgerliche Gesetze, Regeln der Regierungskunst seyn.

M. Allerdings.

B. Diese muß der, welcher König seyn will, inne haben.

M. Allerdings.

B. Wenn er sie nun nicht inne hat? halten Sie diesen, auch wenn das Volk ihm die Regierung geben sollte, für einen König?

M. Sie setzen mich in Verlegenheit. Denn, bleibe ich bei dem vorgeäußerten Satze, so kann die Volksstimme einen eben so wenig zum König als zum Künstler machen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

B. Was also zu thun? denn lassen wir den König nicht durch des Volksstimme wählen, so dürsten wir vielleicht gar keinen gesetzmäßigen König haben?

M. Das fürchte ich auch.

B. Wollen wir nun das genau untersuchen, was wir bei Vergleichung der Künste zuletzt festsetzten?

M. Ja, wenn es ihnen gefällig ist.

B. Haben wir nicht die Regeln der Künstler in einzelnen Künsten Gesetze genannt?

M. Ja!

B. Aber vielleicht nicht vorsichtig genug.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

M. Warum?

B. Weil es ungeräumt seyn würde, daß der, welcher eine Kunst kann, kein Künstler wäre.

M. Allerdings.

B. Wer aber das, was der Kunst zukommt, leistet, den müssen wir für einen Künstler halten, er mag es nun aus Naturtrieb oder nach Grundsätzen, die sich treu bleiben, thun.

M. Das glaube ich auch.

B. Wer nun die Gabe hat, irgend etwas gut zu machen, den müssen wir einen Künstler nennen, wenn er sich nur durch Uebung Fertigkeit erworben hat.

M. Mit mehr Recht als jenen, der die blosen Regeln ohne Uebung weiß.

B. Wollen wir denn jene Regeln nicht für eine Kunst gelten lassen?

M. Nein, sondern für eine Aehnlichkeit, für einen Schatten der Kunst.

B. Welches ist denn nun die Fähigkeit Staaten zu regieren, man mag sie nun Staatskunst oder Staatswissenschaft nennen?

M. Sie wollten wohl Staatsklugheit sagen, aus der man gleich aus einer Quelle, alle Gesetze, die zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft etwas beitragen, herleiten muß.

B. Getroffen. Wäre diese bei jemanden im höchsten Grade und vollkommen,

men, so machte ihn die Natur, nicht die Wahlstimmen zum Könige, und wir würden ihm die freie Obergewalt auftragen: fänden wir aber keinen, der dieser Erhabenheit der Naturgaben am nächsten käm, so würden wir ihn wegen seiner Aehnlichkeit mit einem wahren Könige, dennoch König nennen.

M. Das könnten wir.

B. Und weil wir fürchten, daß er gegen die Leidenschaften, die von der Wahrheit abführen können und es auch meistentheils zu thun pflegen, nicht stark genug sey, so wollen wir ihm das Gesetz zum Collegen oder vielmehr zum Hofmeister geben.

M. Sie glauben also nicht, daß der König eine in allen Stücken souveräne Gewalt habe?

B. Durchaus nicht, denn ich weiß, daß er nicht allein König, sondern auch Mensch sey, der oft aus Unwissenheit irrt, oft aus eignem Triebe, oft wider seinen Willen fehlt, denn er ist ein veränderliches Geschöpf, den bald Gunst bald Haß bestimmt. Diesen natürlichen Fehler vermehrt noch die Würde, so daß ich hier besonders den Gedanken aus dem Lustspiele wahr finde: daß unbegränzte Freiheit alle Menschen schlechter mache, daher haben die Weisesten für gut gefunden, ihm das Gesetz, das dem Unwissenden den Weg zeigen und den Irrenden auf den rechten Pfad zurückführen soll, an die Seite zu setzen.

setzen. Hier dünkt mich, müssen Sie wie auf einem Gemälde, die Pflicht eines guten Königs sehen, wie ich mir sie denke.

M. Befriedigend bin ich nun über die Ursache, Könige zu wählen, ihre Namen, ihre Pflichten, belehrt. Doch steht es Ihnen frei, noch Etwas hinzuzusetzen. Denn ob ich gleich zum Uebrigen forteile, so wollte ich doch nicht gern einen Punkt, der mir in Ihren Reden allenthalben etwas auffiel, mit Stillschweigen übergehen. Sie scheinen mir nämlich den Königen etwas ungünstig zu seyn. In diesem Verdachte stehen sie schon längst bei mir, besonders da ich das Lob der alten Republiken, auch das von Venedig, so oft aus Ihrem Munde hörte.

B.

B. Da beurtheilten Sie mich unrecht. Denn ich schätze bei den Römern, Maßilliensern (*), Venetianern, und wenn es noch Andre gab, bei denen die Herrschaft der Gesetze stärker war, als die der Menschen, nicht sowohl die verschiedene Regierungsform, als ihre Gleichheit, und es dünkt mich, es komme wenig darauf an, ob der Regent König, Herzog, Kaiser oder Consul heiße, wenn man nur dabei stehen bleibt, daß ihm die Regierung anvertraut worden sey, daß er die Gleichheit handhabe. Denn sobald die Regie-

(*) Marseille, diese berühmte griechische Colonie in Gallien hörte auf, da Julius Cäsar dieses Land eroberte, oder es ist wenigstens Galliens Unterjochung die Epoche ihres Sinkens gewesen.

Regierung gesetzmäßig ist, so dürfen wir über ihren Namen nicht streiten. Denn der sogenannte venetianische Doge ist nichts anders, als ein gesetzmäßiger Regent, und die ersten Consules behielten nicht blos die Insignien der Könige, son- auch ihre Gewalt bei, nur mi! dem Unterschiede, daß nicht einer, sondern zwei regierten, (wie es zu Sparta war,) wo sie nur auf ein Jahr, nicht auf immer, gewählt wurden. Wir müssen also immer den Satz festhalten, daß die Könige zuerst gewählt wurden, die Gleichheit zu handhaben. Hätten sie das halten können, so wäre ihre Herrschaft, wie sie dieselbe empfangen hatten, in der Folge geblieben, das heißt, frei und unbeschränkt. Da aber, wie es immer mit menschlichen Anstalten geht, die Sache ausartete, so

wandelte sich die Regierung, die des gemeinen Nutzens wegen errichtet war, in eine stolze Herrschaft. Denn da die Willkühr der Könige statt der Gesetze war, und Menschen im Besitze einer unbegränzten Gewalt sich nicht mäßigten, sondern bald von Gunst, bald von Haß, bald von persönlichen Rücksichten leiten ließen, so erzeugte der Uebermuth der Könige diese Sehnsucht nach Gesetzen. So erfanden die Völker Gesetze, und Könige durften nicht mehr im Gerichte nach ihrer unbegränzten Freiheit sondern nach dem Rechte sprechen, das das Volk ihnen selbst gegen sich gegeben hatte. Viele wußten es aus Erfahrung, daß man seine Freiheit sicherer den Gesetzen, als den Königen anvertraue, da diese aus vielen Ursachen von der Wahrheit abgelenkt wer-

den

den können, jene, taub gegen Bitten und Drohungen, ihren geraden Gang fortgehen.

Auch sonst freien Königen ist darinnen Maaß und Ziel gesetzt, daß ihr Thun und Reden sich nach den Gesetzen richte, und sie nur nach dem Ausspruche dieser Belohnungen und Strafen, die größten Bande der menschlichen Gellschaft handhaben, daß endlich, wie der größte Meister in der Regierungskunst sagt, der König ein sprechendes Gesetz, das Gesetz ein stummer König sey.

M. Sie lobten gleich anfänglich die Könige so, daß Sie ihr Ansehen beinahe für heilig und unverletzlich hielten. Jezt wollen Sie dieselben aus Reue, ich weiß nicht, wie sehr in den Schranken

der Gesetze einengen, und ihnen nicht einmal das Reden frei lassen, und mich täuschen sie in meiner Hoffnung, denn ich wähnte, Sie würden das, was ein gewisser Schriftsteller das Schönste unter Göttern und Menschen nennt, entweder selbst oder auf meine Erinnerung, in der Folge der Unterredung, wieder in seine ursprüngliche Würde herstellen, nachdem Sie dasselbe alles Schmuckes beraubt herabgewürdigt hatten. Sie haben die erste Regierungsform auf der Welt in so enge Schranken eingeschlossen, daß sie fast verächtlich, wenigstens keinen Vernünftigen wünschenswerth seyn wird. Denn welcher Vernünftige wird nicht weit lieber als Privatperson im Mittelstande bleiben, als unter beständigen Mühseligkeiten sich nur immer mit fremden Angelegen-

legenheiten, nie mit den seinigen beschäftigen, und so sein ganzes Leben nach Andrer Wink einrichten? Wäre das allezeit beim Regieren Bedingung, so fürchte ich das künftig an Königen ein eben so großer Mangel seyn werde, als in der ersten Kirche an Bischöfen war. Betrachtet man sie aus diesem Gesichtspunkte, so wundre ich mich nicht, daß man die, welchen man eine so große Ehre zudachte, von der Weide und dem Pfluge wegnahm.

B. Sehen Sie wie sehr Sie irren, da Sie glaubten, daß die Nationen Könige wählten, nicht, daß sie der Gerechtigkeitspflegung, sondern jene der Wollust genießen möchten, und daß da, wo Reichthum und Lüste nicht hergehen, auch

die Ehre nicht Statt finde. Bedenken Sie, wie viel Sie da der Größe der Könige entziehen. Vergleichen Sie, um das besser zu verstehen, einen von den Königen, die Sie gekleidet wie eine Kinderpuppe mit großem Stolze, von höfischen Gefolge umgeben zu einer eiteln Cermonie führen sahen, an dem Sie nichts Aehnliches bemerken konnten von dem, den wir zeichneten, vergleichen Sie, sage ich, einen davon mit denen, die einst berühmt waren, deren Andenken noch jezt lebt und auch bei den Nachkommen fortleben wird. Diese waren wirklich so, wie ich sie beschrieb. Hörten Sie es jemals, daß Philipp von Macedonien, da er einer alten Frau, die ihn bat, sie anzuhören, geantwortet hatte, er habe keine Zeit und diese ihm erwiederte,

derte, so darfst du auch nicht König seyn, ob er gleich ein siegreicher König war und viele Völker beherrschte, von einer alten Frau an seine Pflicht erinnert ward, sie anhörte und — also die Pflicht der Könige anerkannte? Nun vergleichen Sie diesen Philipp nicht allein mit den größten Königen, die jezt in Europa leben, sondern mit allen die das Alterthum kannte, und Sie werden keinen finden, der ihnen Klugheit, Tapferkeit, Erduldung der Strapazen, wenige die ihm an Umfange der Länder gleich kamen. Wollten ich Agesilaum, Leonidam und andre Spartanische Könige erwähnen, und was waren das für Männer! so würde ich alzualte Beispiele anführen. Nur einen Gedanken einer jungen Spartanerin darf ich nicht übergehen. Als Gorgo, Cleomedis

Toch-

Tochter, sahe, daß ein Sclave einem Gaste aus Asien die Schuhe auszog, lief sie zu ihrem Vater und schrie: Vater, o, dein Gast hat keine Hände. Schliessen Sie nur aus diesem auf die Spartanische Erziehung und das häusliche Leben der Könige. Und aus dieser harten aber männlichen Zucht kamen die Männer, die Welten erobern konnten, da die Asiaten die größten ererbten Reiche aus Ueppigkeit und Trägheit verloren, So war, wenn ich die Alten übergehe, vor nicht vielen Jahrhunderten in Gallicien Pelagius (*), der in Spanien der Sarazenen Macht zuerst entkräftete. Obgleich Vieh und Herrn nur ein gemeinschaftlicher

Schatten

(*) stiftete ungefähr 717 die Reiche Asturien, Leon, u. s. w.

Schatten umschloß, so schämen sich doch Spaniens Könige seiner so wenig, daß sie vielmehr es für ihren größten Ruhm schätzen von ihm abzustammen. Doch wir kommen auf die Hauptsache zurück. Ich wünschte nämlich nach meinem Versprechen Ihnen zu zeigen, daß diese Regierungsweise nicht von mir erdichtet sey, sondern daß die treflichsten Männer aller Jahrhunderte eben so dachten. Cicero sagt im zweiten Buche seiner Pflichten: „Der erste Bewegungsgrund, der nicht blos die Meder, von welchen es Herodot ausdrücklich erzählt; sondern wie ich glaube alle Nationen, und auch die unsrige zuerst veranlaßt hat, tugendhafte Personen zu Königen über sich zu wählen, ist das Verlangen nach einer unpartheiischen Verwaltung der Gerechtigkeit gewesen.

Da nämlich der ärmere und größere Theil des Volkes von den Reichen und Mächtigen gedrückt wurde, so nahm er zu einem Manne von hervorleuchtender Tugend seine Zuflucht, der dann, indem er die Geringern für Beleidigungen zu schützen suchte, durch Festsetzung allgemeiner Rechte, Hohe und Niedrige zugleich in die Schranken der Billigkeit ausschloß. Eben die Ursache, welche die Könige gemacht hat, hat auch die Gesetze hervorgebracht. Das, was man suchte, war immer eine gleiche und unpartheiische Rechtspflege. (Und in der That hört das Recht auf, Recht zu seyn, wenn es nicht dem einen gilt wie dem andern.) So lange sie diese von den willkührlichen Entscheidungen eines einzigen guten und gerechten Mannes erhielten, so waren sie zufrieden.

Als dieses fehlschlug, so dachten sie darauf, Gesetze zu machen, deren Aussprache in allen Fällen und bei allen Personen unabänderlich wären. So viel erhellt also, daß diejenigen zu den ersten Beherrschern der Menschen erwählt wurden, von deren Rechtschaffenheit der größte Theil eine hohe Meinung hatte. Wenn darzu noch der Ruf von vorzüglichen Einsichten kam, so war nichts, was die Menschen unter solchen Anführern sich nicht zu erhalten getrauten. (*)"

Sie sehen daraus, wie mich dünkt, was der Glaube eines Cicero von der Ursache der Könige und Gesetze war. Wüßte ich nicht, wie vertraut Sie mit Xeno-

---

(*) nach der Garvischen Uebers.

phon sind, so würde ich diesen durch seine Kriegsthaten so sehr als durch seine Wissenschaften berühmten Griechen zum Zeugen anführen. Plato und Aristoteles, so sehr Sie dieselben schätzen, übergehe ich jetzt. Ich will lieber Männer aus dem Kreise des praktischen Menschenlebens, als aus den Schulwinkeln zu Hülfe nehmen, am wenigsten aber will ich einen stoischen König dergleichen Seneca im Thyesto schildert, Ihnen darstellen, weil dieser mehr Ideal seyn sollte. Damit man mich nicht der Falschheit beschuldigen möchte, stellte ich Könige auf, nicht aus Scythiens Wildnissen, die ihre Pferde zerreißen, oder vielleicht noch etwas schlimmeres thaten, sondern mitten aus Griechenland die selbst zu der Zeit, da in Griechenland die Künste und Wissenschaf-

ten blüheten, entweder mächtige Nationen oder wohlpolizirte Staaten regierten und zwar so, daß sie in ihrem Leben im Vaterlande geehrt, und nach dem Tode bei der Nachkommenschaft eines guten Andenkens genießen.

M. Dringen Sie hier auf meine Meinung, so wage ich es kaum, sie zu gestehen, nennen Sie das Unbescheidenheit oder Schüchternheit, oder wie Sie sonst wollen. Denn so oft ich das, was Sie mir so oft gesagt haben, bei den vortrefflichsten Schriftstellern lese, oder von weisen Männern, deren Wort ich ehre, loben, und von allen Redlichdenkenden mit Beifall aufnehmen höre, so scheint mir das nicht allein mehr recht und unverfälscht, sondern auch muthvoll und glän-

glänzend. Wende ich also meinen Blick auf die Eleganz unsrer Zeiten, so bleibt mir zwar immer jenes Alterthum, wegen seiner unbescholtenen Sitten ehrwürdig, aber doch scheint es etwas rauh, nicht verfeinert genug. Doch fahren Sie jezt fort. Mehr davon ein andermal!

B. Soll ich also das bisher gesagte kurz zusammenfassen? So würden wir bemerken, was etwan übersehen worden ist, und hätten wir etwas ohne Vorzug zugegeben, so könnten wir das hier zurücknehmen?

M. Sehr gern.

B. Wir sind also darinnen einig, daß die Menschen von Natur zum geselligen Leben geschaffen sind.

M. Ja.

B. Und daß einer der Tugendhaftesten als Wächter dieser Gesellschaft, zum Könige gewählt wurde.

M. Allerdings.

B. Und wie die Uneinigkeit der Menschen die Königswahl nöthig machte, so war das ungerechte Benehmen gegen die Unterthanen von Seiten der Könige die nächste Veranlassung sich nach Gesetzen umzusehen.

M. Auch das gebe ich zu.

B. Wir haben also die Gesetze für einen Beweis der Regierungskunst, so wie die Vorschriften der Arzneikunde, für einen Beweis der Kunst des Arztes, angenommen?

M. Auch das.

B. Weil wir aber von keinem von diesem beiden eine ganz vorzügliche und vollkommene Kenntniß seiner Kunst vorvoraussetzen wollten, so hielten wir es für sicherer, daß sie beide mehr nach den Regeln ihrer Kunst als aufs Gerathewohl verfahren sollten.

M. Allerdings für sicherer.

B. Aber die Regeln der Arzneikunde, schienen uns nicht von einer Art zu seyn.

M. Wie so?

B. Einige dienten, die Gesundheit zu erhalten, andre, sie wieder herzustellen.

M. Richtig.

B. Wie nun mit der Königskunst?

M. Es giebt eben so viel Arten, dünkt mich.

B. Das müssen wir nun zunächst beleuchten. Können wohl Aerzte alle Krankheiten und ihre Heilmittel so genau wissen, daß man weiter nichts bei der Kur selbst nöthig hat?

M. Nein, denn jedes Jahrhundert erzeugt neue Krankheiten, und fast in jedem Jahre findet der Fleiß der Menschen neue Heilmittel, oder bringt sie aus fernen Gegenden herbei.

B. Wie aber bürgerliche Gesetze?

M. Mit diesen ist es eben so.

B. Also können weder Aerzte noch Regenten nach ihren geschriebenen Kunstregeln alle Krankheiten verhüten oder heilen!

M. Nein, das können sie nicht.

B. Wenn wir nun untersuchen, über welche Gegenstände können Gesetze im Staate gegeben werden und über welche nicht?

M. Das würde der Mühe werth seyn.

B. Viele Dinge können nicht in Gesetze gebracht werden. Erstlich alles, worüber erst die Zukunft Aufschluß geben kann.

M. Allerdings.

B. Zweitens viele vergangene, z. B. wo die Wahrheit nur auf Muthmaßungen beruhete, von Zeugen bestätigt oder durch die Tortur ans Licht gebracht ward.

M. Richtig.

B. Was hat nun bei solchen Untersuchungen der König zu thun?

M. Das bedarf wohl keiner weitern Frage, da Könige in Dingen, die von der Zukunft abhangen, sich eine souveräne Gewalt so wenig anmaßen, daß sie freiwillig den Rath weiser Männer aufsuchen.

B. Wie aber in Dingen, die nur auf Muthmaßungen, Zeugenaussagen beruhen? z. B. bei Mord, Ehebruch, Vergiftung?

M. Diese untersucht und entwickelt das Genie der Sachwalter, und fast immer werden sie dem richterlichen Ausspruche überlassen.

B. Und das vielleicht mit Recht. Wollte sich der König mit Privathändeln beschäftigen, wenn wollte er über Krieg und Frieden, wenn über das, was die Erhaltung des Staats erfordert, nachdenken? Und wenn sollte er einmal Muße haben?

M. Ich fordere nicht, daß der König alle Händel entscheide, auch würde seine Zeit und Kraft da nicht hinreichen. Weise und nöthig war daher der Rath, den einem Moses sein Schwiegervater gab die Bürde des richterlichen Amtes unter Viele zu theilen.

B. Aber auch diese Richter müssen nach des Gesetzes Vorschrift sprechen.

M. Allerdings.

B. Aber es giebt, so viel ich einsehe, wenige Gegenstände, die durch Gesetze festgesetzt werden können, im Verhältnisse gegen jene, wo das nicht möglich ist.

B. Darzu kommt noch eine andre wichtige Schwierigkeit, daß nämlich nicht jeder Gegenstand des Gesetzes in Vorschriften bestimmt seyn kann.

M. Wie so?

B. Rechtskundige, die viel auf ihre Wissenschaft halten, und sich so gern für Priester der Gerechtigkeit ausgeben,

gestehen, daß die Menge der gerichtlichen Händel ins Unendliche gehe, und sie versichern, daß täglich im Staate (*) neue Laster wie Arten von Geschwüren, hervorbrechen. Was soll hier der Gesetzgeber thun, der die Gesetze nur der Gegenwart und Vergangenheit anpaßte?

M. Wenig, wenn er nicht mehr als Mensch ist.

B. Noch giebt es eine andre Schwierigkeit, nämlich daß bei einer so großen Veränderlichkeit in menschlichen Anstalten fast keine Kunst feste und dauerhafte Vorschriften machen kann.

M.

(*) Belege dazu würde das bekannte Betrugslexikon liefern.

M. Das ist mehr als zu wahr.

B. Vielleicht ist es also sicherer, einem erfahrnen Arzte das Wohl des Kranken, einem Könige das des Staates anzuvertrauen: denn der Arzt wird den Kranken, er mag wollen, oder auch bisweilen nicht wollen, auch ohne Kunstregel heilen, und der König wird den Bürgern ein neues Gesetz, sie mögen von dessen Nutzen überzeugt seyn oder nicht, auflegen.

M. Was könnte dergleichen hindern?

B. Gehen sie aber bei einem solchen Betragen, beide, jeder in seinem Fache, nicht über ihr Gesetz hinaus?

M.

M. Beide handeln, nach meinem Urtheile, kunstmäßig. Denn wir nehmen an, daß nicht das die Kunst sey, die in Regeln besteht, sondern die Seelenkraft den Kunststof, als Künstler zu behandeln; ist es aber anders ihr Ernst, so freue ich mich, daß sie der Wahrheit die Ehre geben und den König wieder auf den Thron setzen, von dem sie ihn gestoßen hatten.

B. Gedulden Sie sich! Noch haben Sie nicht alles gehört, es giebt bei der Gesellschaft der Gesetze noch eine andre Ungemächlichkeit. Das Gesetz dringt starrsinnig auf Pflichterfüllung. Hält nichts für Recht, als was es selbst befiehlt. Beim Könige hingegen gilt Entschuldigung der Schwäche und Unbesonnenheit, er darf

selbst

selbst den beim Laster Ergriffenen noch begnadigen. Das Gesetz ist taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, unerbittlich, für den Jüngling spricht die reizbare Jugend, für das Weib Geschlechtsschwäche, für einen andern Armuth, Trunkenheit, Freundschaft. Und was sagt das Gesetz? Geh Henker, binde ihm die Hände, verhülle seinen Kopf, ſtäupe, hänge ihn auf! Sie wissen aber nicht, wie gefährlich es sey, da menschliche Schwäche so groß ist, die Lebensrettung auf bloße Unschuld zu gründen.

M. Das ist ohne Zweifel sehr gefährlich.

B. Es mögen bei diesen Gedanken wohl manchen die Haare zu Berge stehen.

M. Ja wohl!

B. Wenn ich nun das alles genau erwäge, so dünkt mich, sey die Vergleichung des Arztes und des Königes in diesem Stücke ziemlich passend?

M. In welchem Stücke?

B. Da wir sie beide von der Sklaverei der Regeln befreieten, und ihnen fast eine ganz freie Kur überließen.

M. Was findet sie hier bedenkliches?

B. Hören sie mich an, und dann urtheilen Sie selbst! Wir nahmen an, daß aus zwei Ursachen es für die Völker nicht heilsam sey, die Könige von des Gesetzes Banden zu lösen, weil nämlich Lieb und Haß

Haß das Menschenherz irre führen kann. Bei dem Arzte ist nun nicht zu fürchten, daß er aus Liebe fehle, da er sich vom Kranken nach der Genesung noch eine Belohnung versprechen darf. Sähe der Kranke, daß kein Arzt von Bitten, Versprechungen und Geld gereizt gefährliche Anschläge wider sein Leben habe, denn darf er einen andern holen lassen, und wäre dieser nicht zu haben, denn ist es wohl sicherer, bei stummen Büchern als bei einem bestochenen Arzte Hülfe suchen, Wenn wir uns aber über die Unerbittlichkeit der Gesetze beschweren, so müssen wir sehen, wie wir das verantworten können.

M. Wie so?

B. Wir haben den besten König, der freilich mehr Ideal als Wirklichkeit ist, durch keine Gesetze eingeschränkt.

M. Ja.

B. Und warum das? Weil es mich dünkt, er müsse, nach Paulli Ausdrucke, sich selbst und andern ein Gesetz seyn, sein Leben müsse ein Abdruck des Gesetzes seyn.

B. Da haben sie Recht, das nämliche hatte, worüber man sich fast wundern sollte, einige Jahrhunderte vorher Aristoteles unter der Leitnng der Natur, bemerkt, daraus es erhellet, daß Gott und die Natur eigentlich nur e i n e Stimme habe. Auf was mögen nun aber die ersten Gesetzgeber gesehen haben?

M.

M. Auf die Gleichheit, dünkt mich.

B. Ich meinte nicht ihre Absichten, sondern das Muster das Sie vor Augen haben konnten.

M. Ob mir es gleich einleuchtet, so wünschte ich doch, daß Sie sich darüber erklärten, so würden Sie entweder mein Urtheil bestärken, oder meinen Irrthum verbessern.

B. Sie kennen wohl die Herrschaft der Seele über den Körper?

M. Ich kenne sie!

B. Sie wissen auch, daß von Dingen, bei denen wir es nicht auf das Gerathewohl ankommen lassen, vorher unsrer

rer Seele ein gewisses Bild vorschwebe, und daß dieses weit vollkommner sey, als alle Werke, die nach dem Ideale, auch die größten Meister bilden könnten.

M. Ich erfahre das selbst nur allzuoft im Reden und Schreiben; ich fühle es, daß oft die Seele Worte, den Sachen oft die Seele fehlte. Denn unsre Seele kann in einer so düstern und unruhvollen Wohnung, wie der Körper ist, nicht die zarten Fäden aller Gegenstände erkennen, noch ihre entworfenen Bilder andern durch die Sprache so versinnlichen, daß sie nicht hinter denen, die der Verstand bildete, weit zurück seyn sollten.

B. Auf was haben denn nun die Gesetzgeber gesehen?

M. Nun verstehe ich Sie bald. Sie hatten nämlich das Ideal des besten Königs im Gedanken, von diesem drücken sie nicht ein wirkliches, sondern ein denkbares Bild ab, so viel sie konnten, und nahmen das, was er für gut und billig halten würde, für Gesetz an.

B. Nnn gut. Eben das wollte ich auch sagen. Und nun betrachten Sie den König, wie wir ihn anfänglich bestimmten, ohne Einfluß des Hasses, der Liebe, des Zorns, der Mißgunst und andrer Leidenschaften!

M. So dachten wir uns wenigstens ihn und so liehen wir ihn der Vorwelt.

B.

B. Scheinen aber die Gesetze nach seinem Bilde entworfen?

M. Nichts kann sich ähnlicher seyn.

B. Der gute König wird eben so unerbittlich seyn, als das gute Gesetz?

M. Eben so hart.

B. Da ich nun aber keins von beiden weder ändern kann noch darf, so wünschte ich doch beide, wo möglich, etwas zu beugen.

B. Nun will aber Gott, daß wir uns nicht einmal des Armen (*) vor Gericht

(*) 2ten B. Mos. 23. 6. Du sollst das Recht deines Armen nicht beugen in seiner Sache.

richt erbarmen, sondern einzig und allein nach Recht und Billigkeit sprechen sollen.

M. Die Wahrheit überzeugt mich, und ich folge ihr. Dürfen wir also den König von des Gesetzes Banden nicht lösen, wer soll der Gesetzgeber seyn, den wir ihm zum Hofmeister geben?

B. Nun, wem würden sie dieses Amt geben?

M. Dem Könige selbst. Denn fast in allen andern Künsten lehren die Künstler auch die Regeln derselben, und bedienen sich ihrer theils selbst als Commentarien dem Gedächtnisse fortzuhelfen, theils andre an ihre Pflichten zu erinnern.

B. Ich sehe also, daß nichts darauf ankomme, ob wir den König frei und

unumschränkt lassen, oder ihm die gesetzgebende Gewalt anvertrauen. Denn niemand wird sich freiwillig Fesseln anlegen. Und vielleicht ist es auch besser, ihn frei lassen, als unnütze Fesseln anlegen, die er nach Belieben ablegen kann.

M. Wollen Sie lieber den Königen als den Gesetzen das Ruder anvertrauen, so geben Sie nur nicht etwa dasselbe statt einem Könige, dem Despoten, der die Unterthanen als Herrscher dränge, durch Ketten und Kerker zähme, und nicht blos die Gefangnen an Füßen mit Fesseln belastet auf den Acker, oder wie weiland die Philister einen Simson in die Sklavenmühle (*) schicke.

B.

(*) Buch der Richter 16. 21.

B. Sorgen sie nicht. Ich will ihnen keinen Herrn geben, sondern das Volk, daß ihm die Regierung gab, soll ihm seine Gränzlinie vorzeichnen können, und der König darf nur das Recht handhaben, das ihm das Volk selbst über sich gab. Dabei darf keine Gewalt statt finden, sondern man muß mit dem Könige Rath pflegen, mit ihm gemeinschaftlich bestimmen, was dem Wohl aller zuträglich sey.

M. Dem Volke also wollten Sie das alles auftragen?

B. Allerdings, sind Sie nicht auch der Meinung?

M. Das wäre im mindesten nicht rathsam.

B. Warum?

M. Kennen Sie das vielköpfige Ungeheuer nicht? Sie wissen ja wohl, wie unbesonnen und unbeständig der große Haufe sey.

B. Nie wollte ich des ganzen Volkes Urtheile die Sache überlassen, sondern es müßten — fast so wie bei uns — Abgeordnete aus allen Ständen mit dem Könige Rath pflegen, und diese müßten dann das Resultat ihrer Berathschlagungen der ganzen Nation vorlegen (*).

M.

(*) So ist es in Schweden, wo der Reichstag aus der Geistlichkeit, dem Adel, dem Bürgern und Bauern besteht. Nach einigen Nachrichten sollte der letztere Stand auch in Ungarn reichstagsfähig werden, — weil er die größten Lasten trägt.

M. Sie würden durch eine solche Vorsicht nichts bewirken. Denn sie wollen keinen unumschränkten König, und warum? Weil, wie mich dünkt, in dem Menschen zwei sehr grausame Ungeheuer — Habsucht und Jochzorn — mit der Vernunft einen ewigen Krieg führen, suchte man Gesetze, die ihre unumschränkte Freiheit begränzen, und ihren Uebermuth in gehörige Schranken zurückführen sollten. Würden nun nicht diese Rathgeber aus der Volksklasse an jenen innerlichen Kampfe Theil nehmen und so wie der König mit jenen Uebeln zu kämpfen haben. Je mehrere Beisitzer Sie also dem Könige geben, desto größer wird die Zahl der Thoren seyn, und was würde man von ihnen erwarten dürfen?

B.

B. Ich erwarte gewiß etwas ganz anders als Sie denken, aber hören Sie auch meine Gründe. Erstlich ist das nicht ganz wahr, was Sie glauben, daß nämlich eine Nationalversammlung, die freilich nicht immer aus den Weisesten bestehen kann, nichts helfe. Denn sie sehen nicht allein mehr und heller, als einer von ihnen im einzelnen, sondern auch mehr und heller als dieser einzige, so weise und klug er auch wäre, denn der große Haufe beurtheilt fast immer die Gegenstände besser. Denn einzelne haben, wenn ich so sagen dürfte, gewisse zerstückelte Tugenden, die zusammengenommen das trefflichste Ganze ausmachen. Das sieht man deutlich bei Arzneimitteln, besonders an dem Mithridat. Mischt man hier sehr viele an sich schädliche Dinge

zusammen

zusammen, so werden sie ein heilsames Gegengift. So schadet dem einem Trägheit und Zögern, einem andern Voreiligkeit, diese Mischung auf den großen Haufen angewendet, erzeugt jenes Ebenmaaß — das wir in jeder Tugend aufsuchen.

M. Nun so sey nach ihrem Vorschlage die gesetzgebende Gewalt in des Volks Händen, die Könige, nur Staatsrechnungsführer. Sollte aber, im Fall die Gesetze mit einander im Widerspruch zu stehen, oder nicht deutlich genug zu sprechen scheinen, der König gar nichts zu thun haben, zumal, da viel unschickliches erfolgen würde, sobald er über alles nach dem Buchstaben sprechen solle? Lassen Sie mich ein Beispiel nehmen, das unsre

Kinder

Kinder schon wissen. Wenn ein Fremdling auf die Mauer steigt, soll er des Todes schuldig seyn. Was wäre unschicklicher, als den Mann, der dadurch, daß er die Feinde von der Mauer herabwarf, die Gesellschaft rettete, als einen Feind zu behandeln und am Leben zu strafen.

B. Das wäre wohl wahr.

M. So sehen Sie das alte Sprichwort: das größte Recht ist oft das größte Unrecht.

B. Das glaube ich auch.

M. Käme so etwas in Frage vor, so brauchte man einen sanften Erklärer, der Gesetze, die das gemeine Beste beabsichten, redlichen und schuldlosen Menschen nicht darf verderblich werden lassen.

B. Allerdings. Auch habe ich in dieser ganzen Unterredung nur den Ciceronianischen Grundsatz aufrecht erhalten wollen: das gemeine Beste, ist das höchste Gesetz. Käme nun so etwas in Frage vor, daß es nicht ganz offenbar wäre, was gut und recht sey, dann sorge der König, daß das Gesetz, nach obgedachter Regel seine Anwendung finde. Sie scheinen mir aber im Namen der Könige mehr zu verlangen, als sich die Herrschsüchtigsten unter ihnen anmaßen. Denn sie wissen, daß dergleichen Untersuchungen, wo das Gesetz etwas anders als der Verfasser des Gesetzes zu sagen scheint, so wie diejenigen, die über ein zweifelhaftes Recht oder aus einem Widerspruche der Gesetze unter sich, entstehen, den Richtern zukommen. Daher kommen die

Zänkereien der Sachwalter vor Gerichte und die genauen Regeln der Sprachlehrer darüber.

M. Ich weiß wohl, wie das geht, aber vielleicht thut man den Gesetzen in diesem Stücke eben so viel Unrecht, als den Königen. Denn es ist wohl besser, nach eines einzigen ordentlichen Mannes Ausspruche den Streit sogleich zu endigen, als bisweilen arglistigen Rabulisten die Erlaubniß geben, die Gesetze mehr zu verdunkeln, als zu erklären. Denn indem die Sachwalter nicht um die Angelegenheit ihrer Clienten, sondern um den Ruhm des Scharfsinns streiten, werden die Prozesse genährt, und Recht und Billigkeit kommt in die größte Gefahr. So erlauben wir das, was wir Königen versagen,

gen, Menschen aus niedern Ständen, die meistentheils nicht sowohl nach Wahrheit als nach Zwist und Streit forschen.

B. Sie vergessen, worüber wir einig sind.

M. Und was ist das?

B. Daß man dem besten Könige, wie wir ihn anfänglich bestimmt haben, alles so frei lassen müsse, daß man der Gesetze entbehren könne. Weil nun aber unter Vielen nur Einem die Ehre erwiesen werden kann, der oft nicht viel besser ist als andre, oft nicht einmal so gut als sie, so sey eine unumschränkte Herrschaft gefährlich.

M. Wie steht das mit der Erklärung der Gesetze in Verbindung?

B. Gar sehr! wenn sie anders bemerken, daß wir dem Könige die unumschränkte Gewalt, die wir ihm vorher nahmen, mit andern Worten wiedergeben, daß er nämlich nach Willkühr, das Oberste zu unterst kehre!

M. Das hatte ich wenigstens nicht mit Vorsatz gethan.

B. Nun ich will offener sprechen, daß Sie mich verstehen. Da Sie dem Könige die Erklärung der Gesetze überlassen, so geben Sie ihm zugleich die Freiheit, daß das Gesetz nicht das sagt, was der Gesetzgeber wollte, oder was dem gemeinen Wesen gut und zuträglich ist, von dem was der Vortheil des Erklärers haben will, und daß dieser aus Eigennutz die Sache nach Belieben drehe. Appus

Claudius hatte als Decemvir das so billige Gesetz gegeben, daß bei einer Rechtssache wo es auf die Freiheit ankomme, der Prätor den Beklagten zum Behufe der Freiheit in Schutz nehme. Was konnte deutlicher seyn? aber durch seine Erklärung machte der Mann sein Gesetz unnütz. So sehen Sie wie sehr man durch eine Zeile dem Fürsten Freiheit gebe, daß nämlich das Gesetz oft etwas sagen muß, was er will, und hingegen nicht sagen darf, was er nicht will. Nehmen wir das einmal an, so wird es nichts helfen gute Gesetze anzuordnen, die den guten Fürsten an seine Pflichten erinnern, den bösen einschränken. Ja es würde, wenn ich aufrichtig reden soll, besser seyn, gar keine Gesetze zu haben, als einen freien, und noch darzu, unter des Gesetzes

Maske,

Maske, geehrten Strassenraub zu dulden.

M. Glauben Sie wohl, daß ein König so unverschämt seyn werde, daß ihm sein Ruf und die Achtung aller etwas gleichgültiges seyn könnte; oder daß er sich und die Seinigen so vergessen werde, daß er an Bosheit denen nacharten sollte, die er selbst mit Schande, Kerker, Einziehung der Güter, selbst am Leben strafte?

B. Wäre das nicht schon längst, zum Schaden der ganzen Welt geschehen, man würde es kaum für möglich halten.

M. Wo soll denn das geschehen seyn?

B. Sie fragen noch, wo? Als wenn nicht alle Nationen Europens nicht allein

es gesehen, sondern auch gefühlt hätten, wie viel Böses, ich will nicht sagen die unumschränkte Gewalt, sondern vielmehr die zügellose Frechheit des römischen Bischoffes über die Welt gebracht habe Jederman kennt ihren geringen und dem Anscheine nach ehrenvollen Anfang, den die Unvorsichtigen nicht fürchten konnten. Erst waren uns die Gesetze nicht blos aus den verborgensten Triebfedern der Natur entwickelt, sondern von Gott selbst gegeben, von seinem Geiste durch Propheten erklärt und zulezt von seinem Sohne bestätigt, durch so vieler belobter Männer Schriften empfohlen, durch ihr Leben abgedruckt und mit ihrem Blute besiegelt. Kein Artikel im ganzen Gesetz war sorgfältiger empfohlen, weitläuftiger erklärt der Nachkommenschaft übergeben, als der

von

von den Bischöffen und ihren Pflichten. Bei diesen Gesetzen durfte niemand etwas hinzu oder davon thun, abschaffen, ändern, — nur ein Mittel war noch übrig, die Erklärung. Diese maßte sich der römische Bischoff an, so unterdrückte er nicht allein die übrigen Kirchen, sondern führte den grausamsten Despotismus, der jemals war, ein, wagte es Engeln und Menschen zu gebieten, und Christum völlig zu beschränken, denn so muß man die Vermessenheit nennen, nach dem das, was Er wollte, im Himmel, auf der Erde und in der Hölle gelten sollte, was Christus befohlen hatte, nur denn, wenn Er es genehmigte. Denn war es ihm nicht zuträglich genug, ein Gesetz zu machen, so konnte er ja ihm eine solche Erklärung geben, daß Christus nicht blos

durch

durch seinen Mund, sondern auch nach seinem Wunsche sprechen muste. So sprach Christus durch des römischen Bischoffs Mund und Pipin ward König an Childerichs (*) Statt, Ferdinand

(*) Die französischen Schriftsteller nennen ihn Childerich den Dritten. Buchanan scheint der allgemeinen Sage gefolgt zu seyn, nach welcher Pipin der Kurze, Karl Martels Sohn, durch den Würzburgischen Bischoff Burkhard den Pabst Zacharias fragen ließ; wem der Titel eines Königs mit mehrerm Rechte gebühre, ob einem Prinzen, der die Ruder des Staats verließe und auf dem Throne einschliefe, oder dem der die ganze Last der Regierung auf seinen Schultern trüge? Darauf habe der Pabst eine für Pipin günstige und für Childerich den Dritten höchst nachtheilige Antwort ertheilte. Beides soll 749 geschehen seyn. Genug! der König ward abgesetzt, oder legte die Regierung freiwillig nieder 751. und starb 754. in der Abtey S. Bertini zu St. Omer in Artois.

nand (*) aus Arragonien, an Johannes von Navarra Stelle, der Sohn ergriff die Waff n gegen den Vater, die Unterthanen gegen den König, und Heinrich

(*) Ferdinand der katholische, König von Spanien, gieng, nachdem er das Bündniß von Cambray aufgegeben hatte, wider Ludwig den zwölften von Frankreich zu Felde, und da Johannes Albert, König von Navarra ihm den Durchzug nicht gestatten wollte, so nahm er ganz Ober-Navarra weg — 1512. Pabst Julius der zweite, gab diesen gewaltsamen Schritt Fertinands zu rechtfertigen, und dadurch Ludwig den zwölften einen treuen Bundesgenossen des Königs von Navarra zu demüthigen, eine Bulle darzu, Kraft welcher demjenigen, dieses Königreich zugesprochen ward, der sich desselben zuerst bemächtigen würde. Auf diese Bulle spielt der Verf. an.

rich von Lutzelburg fand seinen Tod im Giftbecher (*).

M. Ich möchte nur jezt die Erklärungsart jener Gesetze hören.

B.

(*) Daß Heinrich von Lutzelburg, wie auch der Verfasser annimmt, der nahe bei Siena starb, von einem Dominikanermönche, den die Florentiner dazu erkauft haben sollten, in einer Hostie vergiftet worden sey, glaubte man ehedem fast allgemein. Nachdem aber der Feldherr von Leibniz das Zeugniß, daß des Kaisers Heinrichs des siebenden Erbin und Gemahlin, dem italiänischen Mönche, den das Gerücht zum Mörder des Königs machen wollte, von seiner Unschuld, ertheilt hatte, — weil der Kaiser schon vor seiner Abreise von Pisa unpäßlich gewesen war, — codici jur. gent. diplom. buchstäblich einverleibt hat, fängt man an, dieses vermeinte Factum unter die Fabeln zu rechnen.

B. Eins zur Probe. Ein Bischof soll seyn (*) eines Weibes Mann. Das ist sehr deutlich. Ein Weib heißt bei ihm aber eine Kirche, als kämpfte das Gesetz nicht wider die Lüste, sondern die Habsucht der Bischöfe. Der Inhalt dieser Erklärung ist gut und fromm, wäre er nur nicht wieder durch eine andre Erklärung verdorben, denn was macht da der römische Bischof? Er ändert nach Personen, Ursachen, Oertern, Zeitumständen vieles davon ab. Einige sind von so hohem Adel, daß sie nicht Kirchen genug erhalten können. Und einige Kirchen hingegen sind so arm, daß nicht einmal ein Mönch, der auch vor kurzen ein

(*) 1. Timoth. 3. 2. μιας γυναικος ανδρα.

ein Bettler war, und jezt die Bischofsmütze trägt, davon leben kann, wenn er dem Namen eines Bischofs Ehre machen will Man fand ein Auskunftmittel dem Gesetze Genüge zu leisten, sie führen den Namen von einem Bisthume, andre werden ihnen empfohlen, alle aber werden sie ausgeplündert. Wollte ich alle die Ausflüchte sammeln, die man täglich gegen ein Gesetz erdenkt, so würde es mir an Zeit fehlen. Aber so unwürdig dieses der Christen, und der Bischofswürde war, so begnügte sich ihr Despotismus dabei noch nicht. So geht es mit den Menschen, sind sie einmal in Fallen, so finden sie keinen Ruheplatz, bis sie in den Abgrund stürzen. Kennen Sie z. B. unter den römischen Kaisern einen größern Bösewicht, als C. Caligula?

M.

M. Nein, ich kenne keinen.

B. Was halten Sie für seine schändlichste That in seinem öffentlichen Lebenswandel.

M. Ich erinnre mich ihrer jezt nicht.

B. Was dünkt Ihnen, daß er sein Pferd, Incitatus, zu Gaste ladete? ihm vergoldete Gaben vorsetzen? es zum Consul ernannte? (*)

M. Das war allerdings schändlich.

B.

(*) Caligula hielt diesem seinem Leibpferde besondere Bediente, die ihm in einem mit Marmor gepflasterten Saale aufwarten mußten. Seine Krippe war von Helfenbein, Man s. Sueton in Calig. 55.

B. Wie aber, daß er dieses Pferd beim Priesteramte zum Collegen nahm?

M. Ist das Ihr Ernst?

B. Vollkommen, und ich wundre mich nicht, daß Sie das für Mährchen halten. Aber Dank sey es dem römischen Bischofe Julio dem dritten, daß man dergleichen glauben kann. Er hat mit C. Caligula um den Preis gekämpft, wer der größte Bube sey (*).

M. Was that er denn ähnliches?

B. Er machte den Wärter seines Affens, der noch nichtswürdiger war, als

(*) Ein Römer, gewählt zum Pabst 1550, starb 1555.

als das Thier das er wartete, zum Kar, dinal (*).

M. Er mochte wohl andre Ursachen haben, das zu thun.

B. Ich habe nur die anständigste gewählet. Halten Sie nun immer noch diese Gewalt für gering, da aus dieser unmä-

(*) Dieser schlechte Mensch hieß Innocentius, er ward bald nach 1550 Kardinal und behielt den Namen Affe, den die Satyre der Römer ihm schon vorher gab. Julius der dritte ließ ihn durch seinen Bruder adoptiren. Man kann leicht denken, daß das Kardinalskollegium sich eines so saubern Mitgliedes schämte und darüber laut murrte, welches alles der Pabst mit Scherz zurückwieß, indem er sagte: meine Herren, was haben Sie denn an mir Lobenswürdiges gefunden, daß Sie mich zum Pabste wählten?

unmäßigen Freiheit die Gesetze zu erklären nicht blos Verachtung des Priesterstandes, auch Vergessenheit der Menschenwürde entstand?

M. Die Alten schienen das Amt, die Gesetze zu erklären, nicht so hoch geschätzt zu haben, als Sie glauben, denn die römischen Kaiser überließen es den Rechtsgelehrten, und so hörte unsre ganze weitläuftige Untersuchung auf. Und so wird das, was Sie von der Größe dieser Gewalt gesagt haben, widerlegt, und vielmehr deutlich bewiesen, daß die Gewalt die sie andern gaben, Rechtsfälle zu entscheiden, ihnen selbst nicht versagt werden konnte, wenn sie dieselben hätten ausüben wollen oder können.

B. Die römischen Kaiser, die vorher Soldaten waren, gehören nicht hierher. Fast immer wurden darzu die Schlechtesten gewählt, oder sie setzten sich selbst mit Gewalt auf den Thron. Daß sie aber den Rechtsgelehrten die Gewalt ertheilten, rechtliche Fälle zu entscheiden, das table ich nicht. Denn so groß sie auch seyn mag, so vertraut man sie doch mit mehr Sicherheit denen an, in deren Händen sie nicht das Werkzeug des Despotismus seyn kann. Zweitens ward sie auf einmal mehreren anvertrauet, die eine gegenseitige Furcht in der Pflicht erhielt, daß wenn einer fehlte, er durch des Andern Ausspruch widerlegt würde. Und wenn sie sich alle zum Bösen vereinigt hätten, so war noch der Richter übrig, der den Ausspruch der Rechtsgelehrten

nicht für Gesetz gelten zu lassen nöthig hatte — und noch über diesen der Kaiser, der sie wegen Verletzung der Gesetze zur Strafe ziehen konnte. So eingeschränkt, hatten sie bei Betrügereien mehr Strafe zu fürchten als Lohn zu erwarten, und so hatte man von ihnen wenig zu befürchten.

M. Haben Sie noch etwas von den Königen zu sagen?

V. Wir wollen erst das vorige zusammenfassen, um zu sehen, was wir etwa übergangen haben könnten.

M. Gut.

V. Ueber den Ursprung und die Veranlassung der Gesetze waren wir einig. Nicht so über die Gesetzgeber. Doch ha-

be ich endlich, wiewohl etwas ungern, mich von der Wahrheit überzeugen lassen.

M. Sie hatten, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, dem Könige die gesetzgebende Gewalt so wie die, die Gesetze zu erklären, entrissen. Ich fürchte, wenn das bekannt werden sollte, in den Verdacht zu kommen, daß ich die Gegenparthei meines Clienten unter der Hand begünstige, so leicht ließ ich mir meine anfänglich gut scheinende Sache aus den Händen drehen.

B. Fürchten Sie nichts, sollte jemand Sie in diesem Stücke für so unredlich halten, so verspreche ich Ihnen als Sachwalter umsonst zu dienen.

M. Das könnten wir vielleicht in kurzem erfahren.

B. Viele Dinge können also gar nicht den Gesetzen unterworfen werden, einige davon wiesen wir an die ordentlichen Richter, einige mit Genehmigung des Königs an einen Nationalrath.

M. Ich weiß das wohl. Wissen Sie aber wohl, was mir dabei in den Sinn kam?

B. Wie könnte ich das, wenn Sie mir es nicht sagen?

M. Sie schienen mir die Könige den steinernen Figuren ähnlich zu machen, die oben auf den Säulen das Ansehen haben als wenn sie die ganze Masse hielten,

ten, da sie doch eben so wenig von der Last tragen, als jeder andre Stein.

B. Wie, mein guter Sachwalter der Könige, Sie klagen, daß ich ihnen zu wenig Last aufbürde, da sie doch Tag und Nacht nichts anders thun, als Gehülfen suchen die die Bürde entweder ganz oder doch zum Theil tragen helfen!

M. Dergleichen Gehülfen nehme ich gar gern an, nur müssen sie dienen nicht herrschen, nur den Weg zeigen nicht führen, nicht ziehen oder wie eine Maschine dahin treiben, wohin sie wollen, nicht den König blos zum Jaherrn machen. Ich warte also darauf, daß Sie wenn das Kapital von den Königen aus ist, sich zu den Despoten wenden. Sie haben den König so eingeschränkt, daß ich fürchte, wenn wir uns

lån-

länger dabei verweilen, Sie möchten ihn bei aller seiner Macht und Würde gleichsam in eine wüste Insel ins Elend schicken, daß er dort, aller seiner Ehrenstellen beraubt, dürftig und mühselig lebe.

B. Sie fürchteten, wie es schien, den Verdacht, als wenn Sie die Gegenparthei ihres Clienten begünstigten. Aber ich fürchte, daß Sie dem Könige, den Sie vertheidigen wollten, durch falsche Deutung seiner Rechte schaden.

Erst verlangte ich gar nicht, daß er müßig seyn soll, man müßte den behaupten, daß der Baumeister müßig gehe. Sie nehmen ihm gute Minister, die ich ihm nicht als Wächter gab, sondern als Theilnehmer seiner Arbeiten, statt dieser umschlossen Sie ihn mit einem Haufen

böser

böser Buben, die ihn bei seinen Bürgern verächtlich machen müssen, Sie glaubten, er sey nicht furchtbar, wenn er nicht schaden könne. Ich hingegen will ihn geliebt wissen, nicht Furcht der Bürger, ihr Wohlwollen soll ihn sichern, das allein sind die Waffen, die Könige unüberwindlich machen können. Das will ich bald, wenn Sie mir nicht entgegen arbeiten, dahin bringen. Denn aus dem Winkel will ich ihn ans Licht ziehen, und durch ein einziges Gesetz so viel Ansehn und Größe geben, daß, wenn seine Wünsche noch höher steigen wollten, er gewiß schaamlos scheinen müßte.

M. Ich bin ganz Ohr.

B. Wohlan, hören Sie! wir hatten angenommen, daß kein Gesetz über

einen

einen Gegenstand so deutlich abgefaßt werden könnte, daß boshafte Schikane es nicht verdrehen könne. So dürfen z. B. Väter ihren Bastarten, nach den Gesetzen ihre Pfründen nicht geben. Dieses so offenbare Gesetz, verspottet die Arglist. Der Vater setzt an seine Stelle einen andern, mit der Bedingung, daß er dem Bastarte des Vorgängers die Pfründe gebe. Da ferner ausdrücklich verboten war, daß kein Sohn die Pfründe besitzen sollte, die sein Vater besessen hatte, so hat auch diese Vorsicht nichts geholfen. Die Geistlichen geben, ihm auszuweichen, beide gegenseitig einer des andern Sohne die Stelle. Man verbot auch das, und eine neue Schikane entstand. Eine angestellte Person fängt einen Prozeß an, daß ihr die Pfründe gehöre. Während

dieses

dieses Spiegelgefechts, bittet der Sohn beim Pabste, daß, wenn die Collatur der Pfründe zweifelhaft sey, man sie ihm gebe, so gelangt er zur väterlichen Pfründe. Wie viel Schikane bei einem einzigen Gesetze!

M. Leider.

B. Sollte es da den Gesetzgeber nicht ganz so gehen, wie den Aerzten, die den Ausbruch des Schnupfens oder anderer schädlicher Säfte mit Umschlägen zu vertreiben suchen, das Uebel aber, dem sie Einhalt thun wollen, auf einmal an mehrern Orten zum Ausbruch kommen sehen, daß es der Hyder gleich wird, der, wenn ein Kopf abgehauen war, dafür viele andre wuchsen?

M.

M. Allerdings.

B. Was nun der Arzt thun muß, — den ganzen Körper auf einmal von schädlichen Säften zu befreien, sollte das nicht auch der bürgerliche Arzt thun, um den ganzen Staat von schlechten Sitten zu reinigen?

M. Das ist freilich eine schwere, aber auch die ächte Kurart.

B. Bei dieser bedürfte man wenige Gesetze.

M. Allerdings.

B. Wer diese Arznei anwenden kann, sollte dieser dem Staate nicht mehr Vortheil bringen, als alle Landtage zusammengenommen?

M. Weit mehr ohne Zweifel doch wer sollte das thun?

B. Wenn wir es nun dem Könige auftrügen?

M. Sonderbar genug! das leichte geben Sie der ganzen Nation, das schwere und unangenehme, soll der König bekommen, und darunter erliegen.

B. Das nun wohl nicht, aber wir bitten doch, und das ist nichts schweres — daß er nicht unerbittlich sey.

M. Wie so?

B. Daß, wie ein Vater gegen seine Kinder seyn soll, er so in seinem ganzen Leben sich gegen die Bürger betrage, die ihm statt der Kinder sind.

M.

M. Was sollte das thun?

B. Das ist die einzige und höchste Arznei gegen die Verdorbenheit der Sitten. Und damit Sie das nicht für meinen Einfall halten, so hören Sie den Dichter Claudian: sey Bürger und Vater, sorge für alle, nicht für dich! nicht dein, des Volkes Wunsch sey dein Ziel! Giebst du Gesetze, so halte sie zuerst. Sieht das Volk des Gesetzgebers Gehorsam gegen sich selbst, so wird es das Recht lieben und gern dulden. Nach des Regenten Muster bildet sich das Land. So wie des Regentenleben vermag kein Befehl, den Menschensinn zu beugen. Wie der Fürst sich ändert, ändert sich der große Haufe." Das glaubte gewiß der große Dichter nicht ohne Ursache. Das

Volk

Volk ahmt so gern denen nach, die den Stempel der Redlichkeit tragen, daß es gar bei Menschen, deren Tugenden es bewundert, bisweilen auch ihre Fehler in der Sprache, Kleidung, dem Gange annimmt. Nach Königen bildet man Kleidung, Sitten, Sprache, nicht blos aus Nacheifer, sondern auch um sich einzuschmeicheln in der Mächtigen Herzen, und durch diese Kunstgriffe, Güter, Ehre, Macht zu erhaschen, denn von Natur lieben wir nicht allein uns und was uns angehört, sondern auch die Aehnlichkeit mit uns, die wir an andern auffinden, wäre sie auch fehlerhaft. Wenn wir nicht stolz fordern, nur bittweise zu erlangen streben, so vermag das mehr als Drohung der Gesetze, mehr als öffentliche Strafen, mehr als Schwerdter der Kriegs-

heere. Dieses führt das Volk ohne gewaltsame Mittel zur Mäßigkeit, gewährt dem Regenten der Bürger Wohlwollen, mehrt und schüzt des Staates Ruhe und seiner einzelnen Glieder Gut und Habe. Immer glaube der Regent er stehe auf einer Schaubühne, jedermann sehe auf ihn, kein Wort, keine Handlung von ihm könne verborgen bleiben, für Fürstenfehler gebe es keinen Schleier, denn die Vorsehung bringt alles ans Licht, der Ruf dringe durch alle Schlupfwinkel, erforsche die geheimsten Winkel.

Wie vorsichtig müssen also in doppelter Rücksicht Regenten seyn, da weder ihre Laster noch ihre Tugenden verborgen bleiben können, und nicht, ohne wichtige Veränderung, nach sich zu ziehen,

allgemein bekannt werden! Wer noch zweifelt, daß dies Leben der Fürsten auf die Bildung der Nationalsitten den größten Einfluß habe, der denke an Roms Anfang! Da dieses Volk ohne Künste und Wissenschaften, aus Hirten und zusammengelaufenen Abentheuern — wenn man es gelinde nennen will, gesammlet, selbst wild, unter eines wilden Königsscepter gleichsam sich gelagert hatte der Nachbarn Frieden zu stören und ihre Waffen zu reizen, wie verhaßt und furchtbar mag es da den angränzenden Nationen gewesen seyn? Dieses Volk sobald es einen religiösen und Gerechtigkeitliebenden König gewählt hatte, änderte sich so schnell, daß es die Nachbarn für sünlich hielten, dieses so röligiöse und Gerechtigkeitliebende Volk zu beleidigen, die

näm-

nämlichen Nachbarn, deren Ländereien es vorher verwüstet, deren Städte es angezündet, deren Kinder und Verwandte es in die Sklaverei geführt hatte, vermogte, das in einem so ungebildeten und rauhen Zeitalter Numa Pompilius, den man als König von einem feindlichen Volke kurz vorher genommen hatte, was können wir nicht von Fürsten erwarten, die unterstüzt von Verwandten, Anhängern und ererbtem Vermögen, zur Regierung gelangen? Die mit dieser Hoffnung gebohren und erzogen waren? Wie viel muß das nicht ihre Seelen für die Tugend erwärmen, daß sie, nicht wie die Schauspieler die ihre Rolle gut spielten, das Lob nur eines Tags erwarten dürfen, sondern auf ihres Zeitalters Beifall und Bewunderung, auf Ruhm bei den

Nachkommen, auf eine Ehrerbietung rechnen dürfen, die der Verehrung der Götter nahe kommt? Möchten doch Worte das Bild, so wie es vor meiner Seele schwebt, darstellen können! denken Sie sich — denn ich möchte wenigstens die ersten Grundlinien entwerfen — jene eherne Schlange, die Moses im wüsten Arabien aufrichtete, die, sobald man sie anblickte, den von andern Schlangen gestochenen, heilte. Denken Sie sich viele vom Volke so verwundet, die Hülfe suchten, das neue Wunder anstaunten, alle die unermeßliche Güte Gottes laut priesen, wenn sie sahen, daß der Schmerz einer tödtlichen Wunde, nicht durch Heilmittel mit des Kranken Quaal, nicht durch der Freunde unermüdete Sorgfalt, nicht durch die Länge der Zeit, sondern in einem

nem

nem Augenblicke aufhörte. Verglei- chen Sie nun mit dieser Schlange einen Regenten eben so, daß sie einen guten Fürsten unter Gottes größte Wohlthaten zählen, der allein, ohne daß es Sie etwas kostet, alle Beschwerden hebt, Unruhen stillt, auch veralterte Seelenwunden bald zu Narben macht, nicht blos die heilt, die ihm nahe sind, sondern selbst diejeni- gen, die ihn nicht einmal zu sehen Hoff- nung haben, in dessen Bilde eine solche Seelenkraft liegt, daß er das, was weder die Klugheit der Rechtsgelehrten, noch die Wissenschaft der Philosophen, noch die Erfahrung so vieler Jahrhunderte bei Aufsammlung der Künste jemals vermog- te, mit leichter Mühe möglich macht. Wie vermag der Mensch, sich mehr Ehre, Würde und Majestät anzumaßen, als

wenn er durch Reden, Umgang, Anblick, Ruf, selbst bei stummer Erscheinung seiner Person, die Ueppigen zur Mäßigkeit, die Gewaltübenden zur Gerechtigkeit, die Wüthenden zur Besonnenheit zurückbringt? Können Sie wohl, worin Sie auch wollten, von Gott dem Weltenregierer eine größere Wohlthat heischen? Dieses Bild mahlt Seneka im Thyestes mit den reizendsten Farben aus, doch Sie kennen es ohne Zweifel. Denke ich nun niedrig und verächtlich vom Könige? schließe ich ihn, wie Sie sich ausdrücken, an den Füßen gefesselt in der Gesetze Kerker ein? Führe ich ihn nicht vielmehr ans Licht in die Menschengesellschaft, auf die große Schaubühne der Menschheit? Nicht umschlossen vom stolzen Gefolge seiner Trabanten und Hatschirer und Buben im seidenen

denen Gewand, nur von seiner Redlichkeit bewacht, nicht geschüzt durch Waffenschrecken, sondern durch Volksliebe, nicht allein frei und mit aufgerichteten Haupte, sondern geehrt, ehrwürdig, unverletzlich, hehr und erhaben, mit Glückwünschenden Zurufungen, wenn er im Publiko erscheint, und, wohin er auch tritt, aller Angesicht, Aug und Herz auf sich richtet. Wo wäre der Tiumph, der mit einem solchen täglichen Pomp sich messen könnte? Käme Gott in Menschengestalt auf die Erde, welche größere Ehre könnten ihm die Menschen erweisen, als die dem wahren Könige, das heißt, Gottes lebendigen Ebenbilde erwiesen wird? Eine größere kann die Liebe nicht schencken, die Furcht nicht erpressen, die Schmeichelei nicht erdenken.

Was

Was dünkt Ihnen von diesem Königsbilde?

M. Es ist über allen Ausdruck prächtig. Allein es ist schwer in einem sittenlosen und verdorbenen Zeitalter eine solche Seelengröße zu erreichen, wo nicht eine sorgfältige Erziehung dem Genie und der Güte des Herzens zu Hülfe kommt. Ein Herz, das von Jugend auf in den schönen Wissenschaften gebildet, durch Alter und Erfahrung befestigt, auf der Laufbahn der Ehre fortwandelt, wird vergeblich von der Lokspeise der Wollust gereizt, und durch des Unglücks Eindruck wankend gemacht, denn Kenntniß fördert das Genie und Bildung stärkt die Seele in einem solchen Grad, daß sie selbst beim Reize des Lasters Gelegenheit findet, die Tugend

gend zu üben, und Schwierigkeiten die den Schwachen schrecken, als Stoff zum Ruhme betrachtet. Hat eine edle Erziehung auf das ganze Leben einen solchen Einfluß, wie sorgfältig wird man hier nicht seyen müssen, den zarten Seelen der Königssöhne, den Sinn für das Schöne und Gute gleichsam mit der ersten Milch einzuflößen? Da gute Fürsten ein Völkerseegen, böse der Nationen Fluch sind, so muß Bildung und Betragen der Könige und andrer die am Ruder der Regierung sitzen, überaus wichtig seyn. Denn wenn Privatpersonen gut oder schlecht handeln, bleibt es fast immer dem großen Haufen unbekannt, oder das Beispiel wirkt — weil es niedrige im Dunkel lebende Menschen sind — nur auf wenige; sitzen aber die Menschen am Ruder des Staats,

dann

dann sind ihre Reden und Handlungen wie die Schrift auf einer an der Landstraße aufgestellten Tafel vor den Augen des forschenden Publikum jedem lesbar. Denn sie neigen aller Herzen zu sich, nicht blos durch den Eifer zu gefallen, sondern auch durch den lockenden Reiz des Vortheils. Man gebe der Denkart der Regenten einen Schwung und sie bringt die Nationalbildung im Umlauf. Doch fürchte ich, sie möchten sich nicht erbitten lassen, das zu leisten, was Sie oben verlangten. Denn sie sind durch den Zaubertrank der Wollüste so berauscht, so sehr von einem falschen Scheine der Ehre getäuscht, daß es mich dünkt, es gehe ihnen fast eben so, wie es nach einiger Dichter Sage den trojanischen Reisegefährten des Paris gegangen seyn soll. Denn die wahre Helene

lene blieb in Egypten bei Protheus einem ehrwürdigen Manne zurück, und sie fochten für ihr Ebenbild zehn Jahre so starrsinnig, daß dieses Krieges Ende zugleich das Ende des mächtigsten Reiches in jener Zeit ward. So täuschen sich auch Despoten durch den Schein der Regierung und können sie, ist sie einmal auf graden und krummen Wegen erlangt, nicht ohne Bubenstreiche behaupten, nicht ohne ihren Untergang verlieren. Sie würden den für einen Wahnsinnigen halten, der ihnen sagte, daß die wahre und ächte Helena, für die sie zu fechten glauben, anderswo versteckt gehalten werde.

B. Ich freue mich, daß Sie wenigstens, wenn Sie auch nicht die rechte Helena, Jupiters Tochter, gesehen haben,

doch

doch an diesem Bilde ihre Schönheit einigermaßen erkennen. Sollten nun die, welche die falsche Helena zu ihrem eignen Schaden liebten, ein vollkommenes Bild dieser ächten Helena von einem Protogenes, oder Apelles gemahlt erblicken, sie würden sie gewiß bewundern und sich in sie sterblich verlieben. Und sie würden, wollten sie nicht sogleich der ersten entsagen, in jene schweren Strafen verfallen, die Persius in seinen Satyren der Despoten wünscht: Vater der Götter, willst du die Despoten strafen, wenn unnatürliche Lüste sich ihres Herzens bemeistern, laß die Tugend sie sehen und sie werden sich todt kränken, daß sie dieselbe verließen!

Wollen wir nun nicht, da wir einmal darauf gekommen sind, zu den Tyrannen übergehen?

M. Wenn Sie vorher nichts mehr zu berichtigen haben.

B. Am besten dünkt mich, kommen wir ihnen auf die Spur, wenn wir sie so aufsuchen, wie die Könige.

M. Allerdings. Denn durch eine Vergleichung mit einander, finden wir am leichtesten den Unterschied.

B. In der alten Welt bei Griechen und Römern hießen diejenigen Tyrannen, die als unumschränkte Beherrscher an keine Gesetze gebunden, keines Richters Urtheil unterworfen waren. So hießen bei Griechen und Römern die treflichsten Menschen, die vornehmsten Götter, selbst ein Jupiter, Tyrann im guten Verstande.

M. Destomehr sollte man sich wundern, daß dieser Name schon seit so vielen Jahrhunderten verhaßt und schimpflich ist.

B. Es ist diesem Worte gegangen, wie vielen andern. Sie sind, an und für sich betrachtet, unschuldig. Denn obwohl einige sanfter, andre rauher ins Ohr dringen, so haben sie doch für sich keine Kraft um Zorn, Haß oder Heiterkeit zu erwecken, oder sonst Vergnügen oder Verdruß zu machen. Sollte sich dergleichen bei uns ereignen, so kommt das nicht vom Worte, sondern von der Gewohnheit, von der Idee, die der Hörende sich davon macht. So darf man ein Wort, das dem einem im mindesten nicht anstößig ist, bei einem andern

andern nicht ohne Entschuldigung gebrauchen.

M. So etwas ähnliches liegt in den Namen Nero und Judas. Ersterer war bei den Römern, und der letztere bei den Juden ein ehrenvoller Name der größten Männer. In der Folge der Zeit wurden diese Namen nicht durch ihre, sondern durch zweier Menschen Schuld so verhaßt, daß nicht einmal die größten Bösewichte sie ihren Kindern beilegten, — und so kamen sie unter die Reihe schimpflicher Namen.

B. So gieng es auch dem Namen der Tyrannen Er bezeichnete einst gute (*) Obrig-

(*) So ist es umgekehrt, z. B. mit Finanze; zu Luthers Zeiten hieß das Spitzbüberei, und jezt

Obrigkeiten, und man gab ihn daher den Göttern. Die Nachkommen brandmarkten ihn durch ihre Schandthaten, daß man ihn für ansteckend und pestilenzartig, für schimpflicher als den eines Henkers hielt.

M. Vielleicht gieng es ihm so, wie dem Namen König, nachdem die Tarquinier exilirt waren, und dem Namen Dictator nach den Zeiten des M. Antonius und P. Dolabella.

B. Getroffen! Hingegen sind niedrige Namen von Menschen aus gemeinen Ständen durch treffliche Eigenschaften derer,

---

jezt ist Finanzrath und Finanzminister ein Titel, der theuer bezahlt wird. Dirne war ehedem edel, jezt schimpflich.

rer, die sie führten, berühmt und groß worden. Z. B. bei den Römern Camillus, Metellus, bei den deutschen Heinrich, Genserich, Karl. Dieses erhellet desto mehr, wenn man bedenkt, daß, wenn auch der Bame Tyrann oder Despot aufhört, doch die Sache selbst, daß heißt, diese Regierungsform bei vielen berühmten Nationen sich bei ihrer alten Ehre behauptet habe, z. B. bei den Griechen die Ansymneten, bei den Römern die Dictatoren. Beide waren gesetzmäßige Despoten. Despoten, weil sie über die Gesetze erhaben, gesetzmäßige, weil sie durch einstimmige Volkswahl ernennt waren.

M. Was? es giebt auch gesetzmäßige Despoten? das hätte ich von Ihnen nicht erwartet. Nun scheinen Sie allen

Unter-

Unterschied zwischen König und Despoten aufzuheben.

B. Bei den Alten bedeuteten diese Namen einerlei, sobald man aber dieser Benennung überdrüssig war, kam der Name, König, ein sanfterer und milderer Name, an seine Statt. Da auch diese ausarteten, brauchte man die Gesetze dazu ihren Leidenschaften einen Damm entgegen zu setzen. Da aber Zeiten und Sitten sich änderten, ward man auch der alten Regierungsformen überdrüssig und suchte neue auf. Jezt vergleichen wir die Regierungsform, in der die Gesetze stärker sind, als die Könige, mit der schlimmsten Gattung des Despotismus.

M.

M. Allerdings, und ich wünsche recht sehr, daß Sie dieses bald auseinandersetzen.

B. Wir waren also einig, daß der König die Gesellschaft zu schützen gewählt ward. Er sollte nach der Gesetze Vorschrift jeden bei seinen Rechten schützen.

M. Gut.

B. Wie werden wir nun den nennen, der diese Gewalt nicht durch des Volkes Stimme erlangt, sondern entweder mit Gewalt an sich reißt oder mit List erhascht?

M. Einen Despoten, dünkt mich.

B. Es giebt noch andre Kennzeichen. Königswürde liegt in der Natur, Despotismus nicht. Ein König beherrscht Menschen, die ihn dazu haben wollen, ein Despot solche, die damit zufrieden sind. Königthum ist die Herrschaft eines Freien unter freien; Menschendespotismus die eines Herren über Sklaven. Zum Schutze des Königs wachen Bürger, für den Despoten Fremdlinge zur Unterdrückung der Bürger, denn jener regiert für die Bürger, dieser für sich.

M. Was sollen wir von denen sagen, die die Souveränität mit Gewalt und wider des Volkes Willen erlangten, doch aber so regierten, daß das Volk mit ihnen zufrieden war? denn wie wenig fehlte dem Hiero von Syrakus, oder wie wenig

nig fehlt noch jezt (*) dem Cosmus von Medicis zu Florenz zum rechten Regentenamte, die gesetzmäßige Volksstimme abgerechnet?

B. Diese müssen wir allerdings mit zu den Despoten rechnen, denn es ist, wie ein trefflicher Geschichtschreiber bemerkt, unschicklich, das Vaterland oder Untergebene zu regieren, wenn man auch könnte und Verbrechen gut machen wollte. Sie haben aber auch etwas ähnliches mit den Straßenräubern, die übelgewonnenes Gut klüglich theilen, und bei ihrer Ungerechtigkeit gerecht, bei ihrem Raube freigebig scheinen wollen, und doch ihre Ab-

(*) Cosmus starb 1544 nach einer Regierung von 37 Jahren.

sicht nicht erreichen. Denn der Haß einer einzigen Uebelthat, macht sie des Wohlwollens verlustig, das Folge ihrer Gutthätigkeit seyn könnte: und sie überzeugen um so viel weniger die Bürger von ihrem Bürgersinne, weil sie es nicht zum Vortheil des Staats, sondern für ihre Herrschbegierde thun, um nämlich desto sicherer ihren Lüsten zu fröhnen, und den Nachkommen, wenn der Volkshaß ein wenig sich gelegt hat, die Regieruung zu sichern. Haben sie das erreicht, dann nehmen sie ihren eigenthümlichen Charakter wieder an. Denn von dem Samen kann man leicht auf die Frucht schließen. Denn alles nach seinem Winke lenken, aller Gesetze Gewalt sich zueignen, heißt alle Gesetze aufheben. Man müßte diese Gattung von Despoten dulden, wenn man sich

sich ohne des Staats Ruin ihrer nicht entledigen könnte: wie wir lieber einige körperche Leiden tragen, ehe wir das Leben auf ein ungewisses Spiel setzen. Wer nun nicht für den Staat, sondern für sich regiert, wer nicht auf des Vaterlandes Wohl, sondern auf seine Lüste siehet, wer seines Ansehens Grund auf der Bürger Schwäche bauet, wer die Regentengewalt nicht für ein Darlehn von Gott, sondern für einen Raub hält, der ist mit uns durch kein bürgerliches oder gesellschaftliches Band verknüpft, sondern muß für den gefährlichsten Feind Gottes und der Menschen geachtet werden. Denn alle Handlungen der Regenten dürfen nicht die Vergrößerung ihrer Macht, nur das Staatsintresse bezwecken, und je höher Fürsten über andre Menschen erhaben sind, desto mehr müssen sie den Him-

melskörpern nachahmen, die, ohne auf unsre Gegendienste zu rechnen, ihren belebenden und für Menschenglück wohlthätig Einfluß ihrer Wärme und ihres Lichtes äußern. Daran könnten schon die Ehrennamen, die wir ihnen gaben, sie erinnern.

M. Ganz recht. Sie sollten gegen die Bürger, die ihnen als Kinder anvertraut sind, Väter, ihren Nutzen zu befördern, sorgsame Hirten, ihre Wohlfahrt zu behaupten, Anführer, mit Tugenden vorzuleuchten, Vorgänger, heilsame Dinge anzuordnen, Befehlshaber seyn.

B. Ist **der** Vater, der die Bürger für Sklaven achtet? der ein Hirt, der die Schaafe nicht weidet, ihnen die Haut abzieht? der ein Steuermann, der das Gut immer über Bord wirft, und sein eignes

eignes Schiff, in welchen er fährt, leck macht?

M. Nicht im mindesten.

B. Wie, wenn er Gesetze giebt, die nicht dem Volke, sondern ihm allein vortheilhaft sind, wenn er nicht in der Tugend mit Rechtschaffenen, wenn er vielmehr in Lastern mit den größten Bösewichtern wetteifert, und seinen Bürgern hinterlistig Schlingen legt?

M. Warlich, dann ist er mir we, der Anführer noch Vorgänger.

B. Sehen Sie also einen, der den Königsnamen sich anmaßt, ohne vor Leuten aus niedrigen Ständen etwas voraus zu haben, vielen wohl gar nachsteht, der die Bürger nicht wie ein Vater liebt, sie

stolz

stolz wie ein Herr drückt, der bei der ihm anvertrauten Heerde nicht auf die derselben schuldige Bewachung, nur auf den davon zu erwartenden Gewinn sieht, würden Sie diesen, und zög er einher mit vielen Trabanten umgeben, zeigte er sich in der prächtigsten Equipage, theilt' er Strafen und Belohnungen aus, strebt' er auch durch Schauspiele, prächtige Aufsätze, kostbare Gebäude und was sonst der Luxus noch blendendes haben kann, Volksgenuß zu erringen, wirklich für einen König halten?

M. Nein, wenn ich anders meinen Grundsätzen treu bleiben will, sondern für einen, der seine Rechte an die Menschengesellschaft aufgiebt?

B.

B. Welche Gränzen setzen Sie dieser Menschengesellschaft?

M. Eben die, welche Sie oben festsetzten, die Grenzen des Rechts, deren Uebertreter, Straßenräuber, Diebe, Ehebrecher, ich öffentlich bestrafen sehe, und das mit Recht, eben weil sie die Gränzlinien, die sich die Menschengesellschaft gesetzt hat, überschritten.

B. Wie aber, wenn sie nie in diese Gränzlinien hineintreten?

M. So sind sie Gottes und des Menschen Feind, und mehr für Wölfe oder eine andre schädliche und reißende Thierart als für Menschen zu halten. Wer sie nährt, nährt sie sich und andern zum Verderben, wer sie tödtet, nützt

nicht

nicht blos sich selbst, sondern dem ganzen Staate. Wäre ich Gesetzgeber, so ließ ich sie — wie es die Römer machten, — auf wüste Inseln, oder Einöden schaffen, auf der hohen See fern vom Lande ersäufen, daß nicht die Post auch noch nach ihren Tode schaden möchte. Ihre Mörder müßte nicht blos der Staat, auch der einzelne Bürger belohnen, so wie die, welche Wölfe oder Bäre tödteten, oder ihre Jungen fiengen. Denn käme ein solches Ungeheuer auf die Welt, und hätte es auch Menschenstimme, Gesicht und andre Glieder, mit ihm möchte ich nicht gesellig leben. Artete ein Mensch mit Verläugnung seines Wesens so sehr aus, daß er mit andern, nur um sie zu verderben, umgehen wollte, so würde man ihn eben so wenig einen Menschen nennen

können,

können, als man die Oranutangs, Affen, oder Bäre so nennt, hätte er auch Menschengebehrden, Bewegung und Sprache.

B. Nun sehen Sie wohl, wie nach den Weisesten unter den Alten der König seyn mußte, und der Despot war. Soll ich ihnen auch den leztern so darstellen.

M. Sie werden mich sehr verbinden.

B. Sie wissen wohl, was bei den Dichtern von den Furien, bei uns von den Teufeln erzählt wird, daß es nämlich dem Menschengeschlechte feindselige Geister sind, die in beständiger Quaal sich befinden, und doch sich über Menschenleiden freuen. Das ist das ächte

Bild des Despotismus! Doch, da es nur denkbar nicht sinnlich ist, so haben Sie hier ein andres. Denken Sie sich ein Schiff im Sturme, das Ufer umher klippenreich, angefüllt mit Feinden. Der Schiffspatron und das Schiffsvolk wetteifern im gegenseitigen Hasse, und doch hat er keine andre Hoffnung der Rettung als die Ergebenheit der Matrosen, aber auf diese ist ihm nicht gewiß, denn er weiß, daß er sein Leben einer barbarischen von Humanität weit entfernten Menschenart anvertraue, die Geld allein gewinnen und festhalten kann, und die bei der Aussicht eines größern Gewinnes gegen ihn selbst ihre Messer zucken würden. So ist das vermeintlich glückliche Leben der Despoten! Von außen fürchten sie Feinde, von innen die Bürger, und nicht blos diese

auch

auch ihre Diener, Verwandte, Brüder, Gatten, Kinder, Eltern. So ist es immer Krieg, den sie immer mit den Bürgern im Vaterlande, mit den ihrigen in ihrem eignen Hause führen oder fürchten, ohne auf eine andere als um Sold gedungene Hülfe zu rechnen, Redliche wollen sie nicht in Dienste nehmen und bösen trauen sie nicht. Was könnte ihnen Freude machen? Dionysius, der des Scheermessers Annäherung an seine Kehle fürchtete, ließ sich nicht einmal mehr von seinen erwachsenen ledigen Töchtern rasiren, Timoleon ermordet seinen Bruder, Alexandern von Pherä sein Weib, Spurium Caßium sein Vater. Wie groß muß die Marter seyn, die der Despot beim Anblick solcher Beispiele — in seiner Brust herumträgt? Wenn er denkt, daß sein Leben

ben die Zielscheibe des ganzen Menschengeschlechts sey, und er nicht blos wachend vom bösen Gewissen gepeinigt, auch durch furchtbare Bilder Lebender und Todter aus dem Schlafe aufgescheucht und von den Furien umhergetrieben wird. Denn die Zeit, die die den Geschöpfen zur Ruhe, den Menschen zur Erquickung von des Lebens Mühe anwieß, wird ihm Schrecken und Strafe (*).

M. Schön und wahr, aber vielleicht nicht zweckmäßig. Denn Nationen, die Könige wählen können, welche sie wollen, können auch die, welche sie gewählt

(*) Sollte man nicht glauben, daß nach diesem Original Fenelon im Telemaque seinen Pigmalion König von Tyrus gezeichnet habe?

wählt haben, durch Gesetze beschränken. Bei uns aber werden die Könige nicht gewählt, sondern gebohren, und sie erben, dünkt mich, das Recht ihren Willen für Gesetz halten zu lassen, eben so wie ihr Königreich. Das ist nicht meine Hypothese, große Schriftsteller glaubten das, mit denen ich mich nicht schäme zu irren, wenn ich irre. Denn so versichern, daß ich davon nur etwas erwähne, die Rechtsgelehrten, daß nach dem Königsgesetze (*) ihnen die ganze Volksgewalt so übergeben sey, daß ihre Anordnungen für Gesetze gelten müssen. Auf diesem Gesetze beruhete jenes Kaisers Drohung, er wollte den Rechtsgelehrten durch eine einzige Kabinets

(*) M. s. 1. Samuel 8. 11. 18.

binetsordre ihre so sehr gerühmte Wissenschaft nehmen.

B. Mit Recht unterdrückten sie den Namen, da Sie sich bei einer so wichtigen Sache auf den schlechtesten Zeugen beriefen. Denn es war C. Caligula, der dem ganzen römischen Volke nur einen Nacken wünschte, dieser Caligula aber hatte kaum eines Menschen, geschweige eines Königs Bild an sich. Sie wissen also wohl, was sein Zeugniß gelte. Was aber das Königsrecht gewesen, wenn und von wem, mit welchen Worten es gegeben sey, das können selbst die Politiker nicht entwickeln. Denn die römischen Könige hatten nie diese Gewalt, von ihnen konnte man an das Volk appelliren. Der Vorschlag aber, durch den C. Flaccus,

cus, nach Unterdrückung der Freiheit des römischen Volks, der andre Gesetze schwiegen, des L. Sulla Despotismus gründen wollte, hat nie für ein Gesetz gegolten, und bestand darinnen, daß alle Handlungen Sulla's rechtskräftig sein sollten. Kein freies Volk war jemals so dumm, freiwillig irgend einem Menschen dieses Recht gegen sich zu geben. Gab es ein dergleichen Volk, so verdiente es die Schmach, auf immer Despoten zu dienen, und seiner Thorheit Strafe zu leiden. Gab es jemals ein solches Gesetz, so reize es unsre Vorsicht, nicht unsre Nachahmung.

M. Das war ein Wort am rechten Orte, aber nur für diejenigen, die ihre Könige wählen dürfen, nicht für uns, die wir nicht die Besten zu wählen das Recht

haben, sie nur, wie sie das Ungefär giebt, bekommen, nicht für uns, die den Vorfahren unsern Königen für uns und unsre Nachkommen das Recht über uns zu regieren, gaben. Diese unsre Vorfahren, bei denen es noch stand, zum Könige zu wählen, wen sie wollten, hätten sie sollen warnen. Jezt hat dieser späte Rath die Kraft nicht, das abzuändern, was nicht mehr in unsrer Gewalt steht, sondern unsrer Vorfahren Thorheit zu beweinen, und unsre jammervolle Lage zu erkennen. Denn was bleibt Sklaven übrig, als die Thorheit andrer zu leiden, und, um sie zu mildern, durch Geduld sie erträglich zu machen, nicht durch unzeitigen Lermen den Zorn derer zu reizen, deren Herrschaft wir nicht verwerfen, deren Gewalt wir nicht mindern, deren Macht wir nicht ent-

entgehen können, auch da, wo sie Mißbrauch davon machen? Aber das Königsgesez, dem Sie so abgeneigt sind, ist nicht, wie Sie gern annehmen wollten, zu Gunsten der Despoten geschmiedet. Justinian ein gerechtigkeitliebender Fürst hat es bestätigt, bei dem eine so auffallende Schmeichelei nicht Statt gefunden haben würde. Denn nur von einem dummen Fürsten gilt es, was der Dichter sagt: falsche Ehre lockt, und täuschende Schande schreckt nur den Lasterhaften und den Heuchler!

B. Justinian mag, wenn man seinen in Grausamkeit ausgearteten Undank gegen Belisair abrechnen will — ein grosser Mann gewesen seyn; vergessen Sie aber nicht, daß Tribonian, sein vornehm-

ster Gehülfe bei Abfassung der Gesetze, nach dem Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller ein sehr schändlicher Mensch war, der leicht auch einem Bösewicht von Fürsten nichts abgeschlagen haben würde. Und nun weiß man ja wohl, daß es schlimm genug sei, daß die, welche keinen tödten wollen, es doch können, und daß eine unumschränkte Gewalt, gleich einem Gotte, gern alles von sich glaubt. Doch wir kommen wieder auf unsere Erbkönige; denn wollten wir auch von ausländischen sprechen, so würden wir zu weitläuftig sein.

M. Allerdings, auch gehört das nicht zur Sache.

B. Es ist also ausgemacht, daß in den ältesten Zeiten wir solche Fürsten

wählten, die im Ruffe ausgezeichneter Tugenden standen.

M. Das bezeugen unsre Geschichtschreiber.

B. Auch ist es gewiß, daß viele, die ihre Würde mit Grausamkeit und Schande befleckten, von den Unterthanen zur Rechenschaft gezogen worden sind. Einige wurden zu einen ewigen Gefängniß verdammt, einige mußten ins Elend wandern, andre verlohren das Leben. Und wenn dann ihre Söhne oder Verwandte an ihre Statt aufgenommen wurden, ist nie wider ihre Mörder eine Untersuchung verhängt worden. Aber nirgends strafte man diejenigen strenger, die gute Fürsten beleidigten. Jakobs des ersten

Ermordung — *) ein Beispiel aus neuern Zeiten anzuführen — der einen sechsjährigen Erbprinzen hinterließ, ahndete der Adel so streng, daß er an den Mördern **), die von den edelsten Familien waren, durch Reichthümer und Anhang überaus mächtig, eine bei uns noch unerhörte Todesstrafe vollziehen ließ. ***) Wer rä-

*) den 12. Februar 1437.

**) Das Haupt der Verschwörung wider den König, der nach der Geschichte ein trefflicher Mann gewesen seyn muß, war Walther Graf von Athol, ein naher Verwandter Jakobs des 1. Der Mord geschahe 1437.

***) Die Todesstrafe dauerte drei Tage; am ersten ward er auf einen Wagen gesezt und durch Seile, die an Globen giengen, bald auf bald nieder gezogen, alsdann mit einer glü-

dachte hingegen daran, Jakobs des 3ten, eines schändlichen und grausamen Mannes, Tod zu betrauren, geschweige zu rächen *)? Da hingegen bei dem Tode sei-

glühenden Krone, auf einer Säule, daß ihn jeder sehen konnte, gekrönt; am 2ten an einen Pferdeschwanz gebunden und durch die Gassen der Residenz geführt; am 3ten riß man ihm bei lebendigen Leibe die Eingeweide heraus, warf sie ins Feuer und verbrannte sie vor seinen Augen, dann ward sein abgeschlagenes Haupt auf einen Pfal gesteckt, dem Volke gezeigt, sein Körper geviertheilt und in den Hauptstädten umhergesandt.

*) Dieser Jakob der 3. wollte den Despotismus in Schottland einführen. Buchanan macht in seiner Geschichte die Bemerkung, daß die Beispiele benachbarter despotischer Fürsten ihn dazu reizten. Z. B. Eduards des 4. in England, desgleichen Richards des

seines Sohnes Jakobs des 4ten schon der Verdacht einer Missethat bestraft ward *).

So

des 3ten, Karls von Burgund, Ludwigs des XI. in Frankreich, Johannis des 2ten in Portugall. In einem Treffen mit seinen Unterthanen, deren Rechte und Privilegien er gar nicht achtete, ward er 1488 auf der Flucht getödtet, und diese Ermordung ward in der Versammlung der Reichsstände für gesezmäßig erklärt.

*) Jakob der vierte, blieb 1513 in einem Treffen mit den Engländern. Er soll, nach Aussage eines seiner damals um ihn gewesenen Pagen, da er eben auf der Flucht den Fluß Twede passiren wollte, von einem Bedienten des Lord Hume ermordet worden sein, der auch hernach deshalb zur Rechenschaft gefordert, weil es aber an hinlänglichen Beweisen fehlte, frei gesprochen ward. Ein gewisser Alexander Elphingsten, der dem Könige sehr ähnlich sahe, ward unter den

To=

So dankbar gegen gute Könige unsre Vorfahren waren, so gelinde und mitleidig waren sie gegen böse. Denn der Kronbediente *), der Culenum mordete, da er auf dem Wege war, sich vor den Reichstag zu stellen, dem er von seiner Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte, ward auf Befehl der Reichsstände sehr streng bestraft; eben so gieng es einem andern, der den zum ewigen Gefängnisse verdammten Evenum im Kerker tödtete: Sein schändliches Leben verabscheuete jeder und seinen gewaltsamen Tod strafte man wie einen Vatermord.

Todten für den König selbst gehalten, und sein Körper mit nach England genommen.

*) Radard, ein Schottischer Than oder Gouverneur, mordete den König, der seine Tochter geschändet hatte.

M. Mich kümmert jezt nicht sowol das, was bisweilen geschahe, als die Frage welches ist bei uns das Recht des Königthums.

B. Von den ersten Königen an bis auf Kenneth den 3ten *), der zuerst die Thronfolge in seiner Familie fest gründen wollte, hatte offenbar die Nation das Recht, ihre Könige zu wählen und sie im Zaum zu halten. Kenneth muß also nothwendig das Volk auf seiner Seite gehabt haben — oder ihn das Gesetz die Thronfolge betreffend, aufgedrungen haben.

M. Unfehlbar.

B.

*) Unter ihm, kurz vor 994, kam der Name Prinz von Schottland auf, der den Thronfolger bezeichnete.

B. Hatte er es der Nation aufgedrungen, so konnte diese, sobald sie anfieng ihren Kräften zu trauen, jenes gewaltsame Joch abschütteln; da Könige und Nationen, die Natur selbst den Ausspruch thut, daß alles, was mit Gewalt geschahe, auch mit Gewalt vernichtet werden darf.

M. Wie aber, wenn die Nation sich durch List täuschen oder durch Furcht zwingen ließ, sich der Sklaverei Preiß zu geben? Unter welchem Vorwande wollte sie die einmal festgesezten Verträge aufheben?

B. Wenn Sie das behaupten, will ich im Gegentheil fragen, warum Verträge aufgehoben werden können? Nach dem allgemeinen aus der Quelle der Na-

tur geschöpften Völkerrechte ist das der Fall bei allen, die Gewalt und Furcht erzwang. Auch gewähren die Rechte denen, die die Arglist in Schaden brachten, die Wiederherstellung in den vorigen Stand, besonders bei Minderjährigen und allen denen, deren Rechte ungekränkt bleiben müssen. Welche Gesellschaft könnte also mit mehrern Rechte in ihren vorigen Zustand hergestellt zu werden verlangen als die ganze Nation? Denn wird diese gekränkt und beeinträchtigt, dann trift der Schade nicht einen Theil des Staats, sondern alle Glieder des ganzen Staatskörpers.

M. Ich weiß es wohl, daß dieses billige Gesez bei Privatpersonen Statt finde; doch was streiten wir darüber? Es ist

ist ja glaublicher — selbst nach Aussage der Geschichtschreiber — daß die Könige dieses Recht mit Bewilligung des Volkes erhielten.

B. Auch kann man denken, daß sie das nicht ohne die wichtigsten Ursachen werden erhalten haben.

M. Da bin ich Ihrer Meinung.

B Welche halten Sie wohl für die wichtigste?

M. Keine andre, als die, welche angegeben wird, den Ueberdruß, die Ausbrüche des Ehrgeizes, einheimischer bürgerlicher Kriege mit anzusehen, die oft mit gänzlichem Ruin, der einen Parthei, wenigstens zum nroßen Schaden beider, sich endigten. Denn sobald jemand auf dem Thro-

Throne fest saß, dachte er darauf, um ihn desto gewisser seinen Kindern zu überlassen, die Brüder und die nächsten Verwandten auf die Seite zu schaffen, fast so wie es bei den Türken geschieht, und bei den Stammfürsten in unsern Inseln um Irrland.

B. Wem war nun wohl dieser Kampf verderblicher, der Nation oder den Fürsten?

M. Gewiß den Königen. Da der größere Theil der Nation in guter Sicherheit, bei dem Kampfe der Fürsten, den Zuschauer spielt und fast immer des Siegers Beute wird.

B. So haben denn die Fürsten mehr aus Eigennutz, als wegen des Vortheils des

des Staats, die Erbfolge auf ihre Familie zu bringen gesucht?

M. Fast sollte man das glauben.

B. Es scheint aber, daß sie um etwas, das mit der Dauer ihrer Ehre, der Vergrößerung ihrer Macht und Sicherheit ihrer Familie so genau in Verbindung steht, zu erringen, auch etwas von ihren Rechten nachgelassen, und damit sie desto leichter die Bewilligung der Nation und ihrer Liebe sich versichern möchten, auch ihrer Seits den Bogen etwas haben erschlaffen lassen.

M. Ganz recht.

B. Es ist wenigstens nicht glaublich, daß man nach einer solchen Aufopferung an

an die Könige habe schlimmer als vorher daran sein wollen.

M. Das läßt sich nicht denken.

B. Auch würden es die Könige nicht mit so vieler Anstrengung gesucht haben, hätten sie gewust, daß es schädlich, ihren Kindern und dem Volke unnütz seyn würde.

M. Nein, gewiß nicht.

B. Setzen Sie nun einmal den Fall, daß auf dem Reichstage eines freien Volkes irgend jemand freimüthig den König fragte, wie? wenn ein König einen närrischen Sohn hätte? wie? wenn er wahnsinnig wäre? Wollten Sie Menschen, die sich selbst nicht regieren können, zu zu unsern Regenten bestimmen?

M.

M. Man brauchte vielleicht derglei-chen Ausnahmen nicht, da die Gesetze dergleichen Fälle entschieden haben.

B. Allerdings.

Es fragt sich nun, ob, wenn die Könige eine ungebundene Gewalt von der Nation erhalten haben, diese für sie unnütz sein würde, besonders bei solchen, die für ihre Familie noch in der Zukunft sorgen.

M. Warum wollten wir sie aber für unnütz halten?

B. Weil nichts so sehr die Dauer einer Herrschaft befördert, als jene Mäßigung in der Regierung, die für den Re-

genten ehrenvoll, für die Nation heilsam ist. Das menschliche Herz hat von Natur etwas so erhabenes und edles, daß es niemanden, als einem braven Regenten, gern gehorcht, und nichts hält das Band menschlicher Gesellschaft fester, als der Austausch der Gefälligkeit und des Wohlwollens. Weislich antwortete daher Theopompus *) auf den Vorwurf seiner Gemahlin, daß er durch Begünstigung der Macht der Ephoren die Stärke der Regierung schwäche, und die Königsgewalt minder groß auf seine Söhne kommen wer-

*) König von Sparta, ungefähr 812 vor Christi Geburt; er stiftete die Ephoren, mit deren Aufhebung unter Cleomenes auch die Freiheit der Republik Sparta zu Grabe gieng.

werde: aber desto fester und dauerhafter wird sie seyn.

M. Was die Dauer betrift, das ist wahr. Denn Schottlands und Dänemarks Reiche sind in Europa die ältesten. Der Grund davon lag vielleicht nur in der gemäßigten Regierungsform, da so oft die Reiche der Engländer und Spanier von einem Hause auf das andere kommen. Aber vielleicht waren unsre Könige so weise als Theopompus.

B. Gesetzt sie wären es nicht gewesen, halten Sie denn die Nation für so dumm, daß es eine so günstige ihm dargebotne Gelegenheit hätte versäumen sollen? oder war sie von Furcht so betäubt und von Liebkosungen so bezaubert, daß sie sich selbst der Sklaverei hingab?

M. Das war sie nun wohl nicht. Aber mag sie doch auch, welches wenigstens möglich war, so blind gewesen sein, daß sie ihren eignen Vortheil nicht sahe, oder mag sie, wenn sie ihn sahe, ihn bis zur Verachtung vernachlässigt haben, wird sie da nicht mit Recht die Strafe ihrer Thorheit tragen?

B. Das alles ist wohl nicht geschehen, da wir bis auf unsre Zeiten davon das Gegentheil bemerkt haben. Denn abgerechnet, daß böse Könige, so oft sie den Despotismus gegen ihre Bürger einführen wollten, geziemend in Schranken gehalten wurden, so finden sich noch bei alten Familien Spuren dieser uralten Sitte. Denn die alten Schotten wählen auch jetzt ihre Stammhäupter — und geben ihnen

eine Anzahl Aeltesten an die Seite; ehrlos ist dann, wer ihnen nicht gehorcht. Sollten Sie also das beim Wohle aller vernachlässigen, was im einzelnen so eifrig gehandhabt wird? und sollten Sie sich dem zu Knechten hingeben, der eine gesetzmäßige ihm übertragene Regierung noch für Wohlthat halten muß? Sollten Sie eine Freiheit, die ihre Tugend erwarb, ihre Tapferkeit behauptete, der Besitz von Jahrhunderten sicherte, ohne Gewalt, ohne Blut, einem, der das nicht einmal erwartete, hingeben? Denn daß unsre Könige nie jene Gewalt hatten, das beweißt, außer der Strafe, zu der man sie zog, sobald sie schlecht regierten, auch das traurige Schicksal Johannis Balioli, der vor ungefähr 260 Jahren von dem Adel verworfen ward, weil er sich und sein Reich

der Krone England unterworfen hatte *), und an seine Statt ward Robert der I. gewählt. Und so ist es von den ältesten Zeiten an gehalten worden.

M. Wie so?

B. Unsre Könige versprechen bei der öffentlichen Krönung der ganzen Nation

*) Es waren zwei Kroncompetenten, dieser Johannes und ein gewisser Robert. Beide hatten nach dem Erbrechte Ansprüche auf die Regierung. Die Schotten überließen den Ausspruch Eduarden dem I. in England. Dieser ernannte Johannem zum Könige von Schottland, nachdem er vorher feierlich versprochen, für sich und seine Nachfolger englischer Vasall zu sein. Er brach selbst dieses Versprechen; er kam daher 1295 zu London in Arrest. Der Papst bewirkte seine Freiheit; er that Verzicht auf den schottischen Thron und starb als Privatperson 1303.

tion feierlich, daß sie jeden bei den Gesetzen, Privilegien und alten Herkommen schützen, und ihre Königsgewalt in dem von ihren Vorfahren überkommenen Maße brauchen wollen. Daß beweißt der ganze Gang der dabei üblichen Cärimonien, ihr Besuch dabei in einzelnen Städten, wenn sie sich huldigen lassen. Aus allen diesen Umständen erhellt, daß ihre Gewalt keine andre sei, als welche ihre Vorfahren hatten, nämlich die, deren Gesetze Wahlkönige beschwören. Das waren die Bedingungen, unter denen Gott David und seinen Nachkommen die Regierung versprach: sie sollten regieren, so lange sie den von ihm gegebenen Gesetzen gehorchen würden. Das alles macht es wahrscheinlich, daß unsre Könige nicht eine ganz souveräne, sondern eine begränzte Gewalt von

den Vorfahren erhielten. Das alles nun bekam durch den langen Besitz und durch den Gebrauch, den das Volk davon machte, Festigkeit, und nie ist dieser durch einen Nationalausspruch widersprochen worden.

M. Aber ich fürchte, daß nicht leicht Könige dahin zu bringen sind, von dieser Wahrscheinlichkeit geleitet, diese freylich beschwornen Gesetze oder die das Volk sich angemaßt hat, anzunehmen.

B. Und eben so schwer ist's vielleicht das Volk zu bereden, ein ererbtes, durch den Gebrauch von vielen Jahrhunderten bewährtes, ununterbrochen fort genossenes Recht aufzugeben. Vielleicht braucht man auch nicht lange zu rathen, was es thun würde, da man sieht, was

es gethan hat. Müssen endlich durch beider Partheien Starrsinn die Waffen entscheiden, so wird zwar der Ueberwinder dem überwundenen Gesetze vorschreiben, aber nur so lange, bis dieser seine Kräfte wieder sammlet und von neuem die Waffen ergreift; in dergleichen Kämpfen wird immer zum Verderben der Völker, immer zum Verderben der Könige gestritten. Das ist die reichhaltigste Quelle des Unterganges der Reiche.

B. Ich hätte Ihnen das alles weit kürzer sagen können, allein ich holte etwas weit aus, um Ihnen unsre alte Regierungsform desto begreiflicher zu machen, und meinem Zwecke näher zu kommen.

M. So befriedigend auch darüber Ihre Belehrung ist, so sehr wünschte ich doch zu hören, was das für ein Zweck sei.

B. Gut! antworten Sie mir also! nehmen Sie die von den Juristen festgestellte Erklärung vom Gesetz an, es sei das, was das Volk auf Vorschlag derer, die dazu das Recht haben, festgesetzt hat?

M. Diese nehme ich an.

B. Aber wir fanden Gebrechen bei den Gesetzen, und vereinigten uns darüber, daß sie von denen, die sie machten, verbessert oder abgeschaft werden dürften.

M. Allerdings!

B. Sie sehen also, dünkt mich, daß unsre Erbkönige eben sowohl durch die Ge-

Gesetze und die Stimmen der Nation gewählt worden, als ehedem in den ältesten Zeiten, und daß es dem souveränen Volke, das die gesetzgebende Gewalt hat, nie an Mitteln fehlen werde wider Gewalt, List, und Nachlässigkeit bei Aufnahme der Gesetze.

M. Das leuchtet mir ein.

B. Es findet kein andrer Unterschied Statt, als daß das Gesetz von unsern Königen vor einigen Jahrhunderten gegeben ist, wenn hingegen ein Reich erst beginnt, so wird kein neues Gesetz gegeben, sondern nur ein altes bestätigt. Wo aber bei der Wahl eines jeden einzelnen Königs Reichstag gehalten wird, da wird erst das Gesetz festgestellt, der König gewählt

wählt und bestätigt, und die Regierung dann angetreten.

M. Ganz recht.

B. Nun wollen wir alles zusammen nehmen, worüber wir einig sind, erst nehmen wir an, daß der König des Volks wegen gewählt ward, daß ein guter König der größte Segen, ein böser der größte Fluch für die Nation sei, daß dieser letztere ein Despot heiße, und weil es nicht immer gute in Menge giebt, die wir wählen können, auch nicht immer gute gebohren werden, so nehmen wir die an, die die allgemeine Stimme für sich haben oder die der Zufall gab, auch wenn sie nicht so seyn sollten, wie wir sie wünschten. Aber eben die aus dieser Ungewißheit entstehende Gefahr war Veranlassung, daß

wir uns nach Gesetzen sehnten, die den Königen Maaß und Ziel setzten. Diese Gesetze dürfen aber nicht anders sein, als ein erreichbares abgedrucktes Bild eines guten Fürsten.

M. In allen diesem sind wir übereinstimmig.

B. Wenn nun, denn wir haben nur noch von der Strafe des Despoten zu sprechen, der König alle Banden der Gesetze zerreißt und sich als einen Feind des Staats zeigt, was da zu thun?

M. Da stockt es. Ihre Gründe überzeugten mich, daß wir mit einem solchen Könige nicht das mindeste zu schaffen haben dürfen, und doch ist bei mir die Gewalt einer langen Gewohnheit so stark wie

ein

ein Gesetz. Diese steckt so tief im menschlichen Herzen, daß, wenn sie einmal einen Irrthum uns eingeprägt hat, es immer besser ist ihn zu dulden, als durch die Bemühung, eine durch Gewohnheit leicht gewordene Krankheit zu heilen, den ganzen Körper zu erschüttern. Bei einigen Krankheiten ist es immer rathsamer den Schmerz zu ertragen, als auf ungewisse und gefährliche Mittel zu denken, bei deren Anwendung, wenn auch alles noch so glücklich geht, der Schmerz oft so heftig wird, daß die Kur des Uebels gefahrvoller noch ist als das Uebel selbst. Noch mehr aber ist der Umstand, daß der Despotismus, wie Sie ihn nennen, in der heiligen Schrift gegründet ist; denn das, was Sie die Pest der Gesetze nennen, heißt da das Königs-

gesetz.

gesetz *). Diese Stelle gilt mir mehr als alle philosophische Beweise. Wenn Sie mir da nicht heraus helfen, dann hält mich nichts auf zu den Feinden überzugehen.

B. Sie befinden sich in einem allgemeinen und daher desto gefahrvollern Irrthume, den Despotismus durch Desspotismus zu beweisen. Denn wie sehr die Gewohnheit, wenn sie einmal Wurzel gefaßt hat, die menschlichen Herzen tyrannisire, haben wir theils zu unsern Zeiten leider! nur zu oft erfahren theils warnt uns der alte Vater Herodot dafür durch Beispiele aus der ältesten Geschichte. — Aber ich bedarf dieser jetzt nicht,

*) 1. Samuel. 8, 11-18.

nicht, fragen Sie nur Ihre eigne Erfahrung! Denken Sie selbst nach, in wie vielen wichtigen Dingen mußten Sie, von der Vernunft geleitet, der Gewohnheit, die Jahrhunderte vor sich hatte, entsagen, und so aus eigner Erfahrung es lernen, wie gefährvoll die so sehr gepriesene Heerstraße sei! Sehen Sie sich nur darauf um, wie viel Leichen und Trümmern sehen Sie da nicht? Doch darüber ist kein Streit. Aber auf die biblische Stelle zu kommen, so hüten Sie sich den Königen das einzuräumen, was Gott in der Lebensgeschichte der Despoten verdammt. Ueberlegen Sie also erst, was forderte das Volk von Gott, was hatte es für neue Ursachen und Veranlassungen zu dieser Forderung, und endlich was antwortete ihnen Gott! Erstlich, sie foderten

einen

einen König, was für einen? einen gesetzmäßigen? den hatten sie schon an Samuel, der ihnen von Gott, der das Recht darzu hatte, gegeben war. Dieser hatte sie viele Jahre hindurch gesetzmäßig nach dem Inhalte ihrer Gesetze regiert. Aber seine Söhne, die in seinem Alter an seiner Statt regierten, handelten in vielen Dingen wider die Ehre und wider die Gesetze. Noch brauchten sie keine Staatsveränderung zu fordern, sie bedurften nur einer Verbesserung, oder sie sollten dergleichen wenigstens von Gott erwarten, der nicht lange vorher Elis Geschlecht aus ähnlichen Ursachen ausgerottet hatte. Was fordern Sie also? Einen König, wie ihn die benachbarten Völker hatten; der im Frieden Richter, im Kriege Anführer sei. Das waren aber Despoten, denn

wie die asiatischen Völker mehr Sclavensinn haben als die Europäer, so gehorchten sie auch den Despoten leichter und es wird nie von den Geschichtschreibern, wenn ich nicht irre, eines gesetzmäßigen Königs gedacht. Daß aber hier von einem Despoten, nicht von einem Könige die Rede sei, kann man daraus sehen, weil er ihnen im fünften Buche Mosis eine gerade entgegengesetzte Regierungsform vorgezeichnet hatte, nach der Samuel und die Richter so viele Jahre regiert hatten. Da sie diese verwarfen, klagt Gott, daß sie ihn selbst verworfen hätten.

M. Aber Gott nennt ihn ja nicht einen Despoten, sondern einen König?

B. Er redet mit ihnen in der Sprache des Volks, zu der er sich herabläßt;

das

damit aber kein Doppelsinn darinnen liege, erklärt er zugleich deutlich, was dieses Wort bei den benachbarten Völkern bedeute.

M. Mag doch das wahr sein, dringender für uns ist der Umstand, daß Paulus uns befiehlt für das Wohl der Fürsten zu beten, geschweige daß er uns erlauben sollte, uns ihrer Herrschaft zu entziehen, sie vom Throne zu stoßen, und sie alsdann zu ermorden. Und für welche Fürsten sollen wir beten? für die grausamsten, die jemals regierten, für einen Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, denn unter ihnen ungefähr schrieb Paulus seine Briefe.

B. Mit Recht gilt bei Ihnen ein Spruch Pauli mehr als aller Weltweisen

und Rechtsgelehrten Schriften; aber verstehen Sie ihn auch nur recht. Man muß da nicht blos auf die Worte sehen, sondern auch darauf, wenn, an wen und warum schrieb er so. Erstlich also, was schreibt er? Erinnere sie, schreibt er an Titum Cap. 3, „daß sie den Fürsten und „der Obrigkeit unterthan und gehorsam „sein, „zu allem guten Werk bereit sein. Sehen Sie, wie er hier die Absicht des Gehorsams bestimmt. „So ermahne ich „nun,“ schreibt er an einem andern Orte 1. Timoth. 2. „daß man vor allen Dingen zuerst thue, Bitte, Gebet, Fürbitte „und Danksagung für alle Menschen, für „die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß „wir ein ruhiges und stilles Leben führen „mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.“ Auch hier bemerken Sie den

den Zweck des Gebets — nicht das Wohl der Könige, sondern die Ruhe der Kirche. Daraus kann man auch seine Ausdrücke verstehen. Im Briefe an die Römer Cap. 13. sagt er: die Obrigkeit sei Gottes Dienerin, der er das Schwerdt anvertrauet habe, daß sie eine Rächerin sei, zur Strafe über dem, der Böses thut, aber auch zur Vertheidigung der Frommen. Das, sagt Chrysostomus, ist von rechtmäßiger Obrigkeit zu verstehen, die Gottes Stelle auf Erden vertritt, wer ihr also widerstrebt, der widerstrebt Gottes Ordnung. Wenn wir aber auch für böse Fürsten beten sollten, so ist daraus noch nicht zu schließen, daß ihre Laster nicht dürfen bestraft werden. Bestrafen wir nicht auch Straßenräuber, für die wir auch beten sollen? Und wenn wir einen

nem guten Fürsten gehorchen müssen, so folgt daraus noch nicht, daß wir uns dem Bösen nicht widersetzen sollen. Und wenn man darzu noch die Ursachen bemerkt, aus welchen Paulus dieses schrieb, dann ist diese Stelle ganz wider Sie. Er wollte der Unbesonnenheit einiger neuer Christen begegnen, die bei den Bekenntnisse des Christenthums die Obrigkeiten für entbehrlich hielten. Denn, sagten sie, ist die Obrigkeit gegen die Bösen, daß wir alle unter einer unpartheiischen Rechtspflege leben und das Muster der göttlichen Gerechtigkeit unter den Menschen sichtbar bleibe; denn ist sie unter Menschen, die von Bösen so weit sind, daß sie selbst ein Gesetz sein können, ganz entbehrlich. Paulus redet hier also nicht von den obrigkeitlichen Personen,

sondern von dem Amte, das sie bekleiden, auch nicht von einer oder der andern Art obrigkeitlicher Personen, sondern überhaupt von jeder gesetzmäßigen Obrigkeit; auch streitet er nicht wider die, welche böse Obrigkeiten einschränken, sondern wider die, welche jeder Regierungsform sich entziehen, nach deren Geschwätze es unschicklich sei, daß Christen, die der Sohn Gottes frei machte, der Geist Gottes regierte, Menschen unterthan sein sollten. Um ihren Irrthum zu widerlegen, zeigt Paulus, daß die Obrigkeit nicht allein eine gute, sondern auch eine ehrwürdige Sache sei, Gottes Ordnung, darzu eingesetzt, daß Menschen in grössern Gesellschaften Gottes Wohlthaten gegen sich einsehen lernen und durch gegenseitige Gefälligkeiten sich fester an ein-

ander knüpfen. Wen er ehren will, den macht er zum Aufseher und Wächter seiner Gesetze. Müssen wir nun zugeben, daß die Gesetze wirklich etwas gutes sind, so müssen wir auch gestehen, daß die darüber gesetzten Wächter Ehrenmänner, ihr Amt etwas gutes und nützliches sei. Aber die Obrigkeit ist doch furchtbar? Wem? den Guten oder den Bösen? nicht den Guten; denn sie nimmt sie in ihren Schutz. Ist sie es also den Bösen, so kümmert uns das nicht, wenn wir uns von Gottes Geist regieren lassen. Was soll ich nun, könnte jemand sagen, der Obrigkeit unterthan sein, wenn ich des Herrn Freigelassener bin? Eben deswegen, daß er sich als einen solchen zeige, muß er dessen Gesetzen gehorchen. Denn der Geist des Herrn, dessen er sich rühmte, gab eben

die Gesetze und die Obrigkeiten und prägte den Gehorsam gegen sie ein. So werden wir dann auch darüber einig sein, daß die Obrigkeit auch in dem besten Staate nöthig und ehrenvoll sei. Und wer das Gegentheil glauben wollte, den halten wir für einen wahnsinnigen, abscheulichen und höchst strafbaren Menschen, denn er widerstrebt offenbar dem göttlichen Willen. Was aber einen Caligula, Nero, Domitian und ähnliche Despoten betrift, warum sollten sie nicht zur Strafe gezogen werden, sobald sie sich erfrechen, göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn zu sprechen? Davon sagt Paulus kein Wort, er redet nur von der obrigkeitlichen Gewalt, nicht von solchen, die sie schlecht handhaben; auch verdienen diese Despoten, nach Pauli Regel geprüft,

keinen so ehrwürdigen Namen, wie der der Obrigkeit. Wollte jemand behaupten, auch die bösen Fürsten wären von Gott eingesetzt, so ist das wohl etwas zweideutig gesprochen. Denn Gott setzt da gleichsam nach einem alten Sprüchworte, auf einen groben Klotz einen groben Keil, setzt bisweilen einen Bösewicht über böse Menschen zu ihrer Strafe, aber deswegen ist er nicht Urheber menschlicher Bosheit, die er selbst bestraft. Auch die Obrigkeit nimmt einen Henker an, wenn sie die Ruchlosen züchtigen will, aber dadurch wird diesem Henker nicht Freiheit gegeben, ungestraft wider die Gesetze zu sündigen und der Ausspruch der Gesetze ist jederzeit über ihn. Doch genug davon, es könnte Hofschranzen geben, die mich verschreien, daß ich von der souveränen Obrigkeit mit zu wenig

Ehrerbietung spreche. Aber mögen sie doch schreien, so können sie wenigstens nicht leugnen, daß das Henkeramt ein Theil der Staatsverwaltung und selbst nach der Könige Zeugnisse der Königsgewalt sei, die so oft im Scherze oder des etwas verlezt wird, sich beschweren, daß sie und ihre Majestät darunter gekränkt werden. Die Strafe der Bösen aber, gehört vorzüglich zum Königsamte. Was sollen wir nun von Stadthaltern, Feldherrn, Burgemeistern u. a. m. halten? Will uns Paulus auch gegen diese zum Gehorsam ermahnen? Oder hält er sie für Privatpersonen? Man fordert ja aber nicht blos Unterobrigkeiten, sondern auch solche die den Königen nahe kommen, zur Rechenschaft, sobald man merkt, daß sie schlechte Staatsverwalter sind. Behauptet

nun

nun jemand aus Pauli Worten, daß den Königen eine so große Gewalt gegeben sei, der beweise entweder aus Pauli Schriften, daß allein die Könige unter der Obrigkeit zu verstehen sind, und daß sie folglich allein nicht zur Strafe gezogen werden können, oder er zeige, wo alle Obrigkeiten von Gesetzen und Strafen frei gesprochen werden, oder daß allein die Könige das Privilegium haben, das andern Obrigkeiten nicht zusteht. Paulus redet also auch von andern Obrigkeiten, man müßte denn annehmen, daß Paulus in Ländern, wo kein Königthum ist, eine Anarchie suche.

M. Das ist nicht glaublich, um so weniger da alle gelehrte Ausleger einig sind, daß Paulus gegen diejenigen eifere,

die alle Gesetze und obrigkeitliche Gewalt mit Füßen treten.

B. Wie nun? glauben Sie denn also, daß Paulus auch von jenen grausamen Despoten spreche?

M. Warum sollte ich das nicht glauben, da auch Jeremias auf göttlichen Befehl die Juden so ernstlich und dringend ermahnte, daß sie dem Könige von Assyrien gehorchen und unter keinem Vorwande sich seiner Zepter entziehen möchten. Daher muß man davon schließen, daß man auch anderer Despoten, wenn sie noch so grausam sein sollten, gehorchen müsse.

B. Man muß, denn ich will das letztere zuerst beantworten, bemerken, daß der Prophet Jeremias die Juden nicht zum Gehorsam gegen alle Despoten, sondern nur allein gegen den König von Assyrien auffordert. Wollten Sie nun aus dem, was einem befohlen ist, sogleich ein Gesetz machen, so würde das ein ungereimter Schluß sein; zweitens würden die Despotenstürmer mit ähnlichen Waffen Sie angreifen; denn Sie müssen entweder zeigen, was darinnen besonders nachahmenswürdig sei, oder, wenn Sie das nicht können, so müssen Sie gestehen, aus andern ausdrücklichen göttlichen Befehlen, daß das, was einem befohlen sei, als ein allgemeiner Befehl alle angehe. Haben Sie das einmal — und wie wollten Sie anders — zugegeben, so wird man Ihnen

sogleich einwenden, daß Ahab *) auch auf Gottes Befehl getödtet ward, und daß der Mörder die versprochene Belohnung erhielte. Wollen Sie also Ihre Zuflucht zu der Behauptung nehmen, daß man allen Despoten deswegen gehorchen müsse, weil Gott durch den Propheten seinem Volke befohlen habe, einem Despoten zu gehorchen, so wird man sogleich einwenden, daß auch alle Despoten von ihren Unterthanen umgebracht werden müssen, weil auch Ahab auf göttlichen Befehl von seinem Feldmarschall umgebracht worden ist. Sehen Sie also sich nach bes-

*) Der Verf. scheint wohl Ahabs Sohn und Nachfolger, den von Jehu getödteten Joram haben nennen wollen; bei diesem treffen die Umstände ein. S. 2. Reg. IX.

bessern Beweisen aus der Schrift für den Despotismus um, oder lassen Sie diese jetzt, und kehren zu den Philosophen zurück.

M. Ich werde darauf denken. Unterdessen wollen wir zur Sache uns wieder wenden. Welchen Beweis haben Sie aus der Schrift, daß es erlaubt sei, Despoten ungestraft zu morden?

B. Erstlich ist ausdrücklich befohlen, das Böse und die Bösen wegzuschaffen, ohne Ausnahme des Standes, nirgends aber wird in der heiligen Schrift den Despoten vor den Privatpersonen ein Vorrang eingeräumt. Zweitens geht das, was Paulus von der Obrigkeit sagt, die Obrigkeit gar nicht an, weil sie ihre Gewalt nicht zum Vortheil des Staats, son-

dern zur Befriedigung ihrer Lüste gebrauchen. Und wie viel hat nicht Paulus den Bischöfen eingeräumt? deren Amt er gar sehr lobt, weil sie gewissermaßen den Königen gegenüber stehen, insofern das der Inhalt der Bestallung beider leidet. Die Einen sind Aerzte innerlicher, die Andern äußerlicher Krankheiten, und doch wollte er nicht, daß sie von einander unabhängig seyn sollten. Denn so wie die Bischöfe im gemeinen Leben den Königen unterworfen sind, so sollen die Könige den geistlichen Ermahnungen der Bischöfe gehorchen. Allein so groß auch das Ansehn und die Würde dieser Bischöfe seyn mag, so spricht sie doch weder göttliches noch menschliches Gesetz von Strafen los. Es wird ja selbst dem Pabst, diesem Bischofe über alle Bischöfe, der über der Kö-

nige Majestät sich so hoch erhoben hat, daß er wie ein Gott unter den Menschen verehrt seyn will, nicht einmal von den Doctoren des päbstlichen Rechts — die ihm doch gewiß sehr ergeben sind — Freiheit von der Strafe zugesprochen. Denn da sie es für ungeräumt hielten, einen Gott, — denn so nennen sie ihn — menschlichen Strafen zu unterwerfen, und doch für unrecht erklären mußten, daß jemand die größten Schandthaten ungestraft begehen dürfe, so erdachten sie ein Mittel, Schandthaten zu bestrafen, und doch den Pabst für unverlezlich zu erklären. Ein andres Recht, sagen sie, hat der Papst, ein andres Recht der Mann, der Pabst ist. Den Pabst also, als einen unfehlbaren, müssen sie den Ahndungen der Gesetze entziehen, gestehen aber

doch,

doch, daß der Mann, der eben Pabst ist, leztern und ihren Strafen unterworfen sey. So viel Spizfindigkeit darinnen liegen mag, so viel Strenge haben sie bei ihrem Ausspruche gezeugt. Wie viele Päbste wurden nicht bei ihren Lebzeiten gezwungen, dem päbstlichen Stuhle zu entsagen, wie viele wurden nach ihrem Tode wieder ausgegraben und in die Tiber geworfen? Man weiß ja, auf welche nie erhörte Art Rom seinen Haß gegen Paulum den Vierten, dessen Andenken noch ziemlich neu ist, öffentlich an den Tag gelegt habe. Rom ließ seinen Zorn, der jenem nicht mehr schaden konnte, an seinen Verwandten, Bildsäulen, Gemälden freien Spielraum *). Auch die Philoso-

*) Paulus der Vierte starb 1559. Er ließ, die Inquisition in Ansehen zu bringen, ein neues

losophie kennt diese feine Unterscheidungsart, da man die Gewalt von dem trennt, der sie hat; selbst der ungelehrte Pöbel urtheilt so. Die Handwerker halten es nicht für schimpflich, wenn ein Schmidt oder Böttcher wegen Straßenraub am Leben gestraft wird, sie freien sich vielmehr, ihre Innung von einem Bösewichte befreit zu sehen. Handelten sie anders, so würden sie sich dem Verdachte aussetzen, daß sie nicht sowohl sich über die Strafe eines Mannes, an dessen Missethaten sie Antheil haben, beschweren, als über die Schande ihrer Innung. Eben so würden auch Könige, öffneten sie ihre Ohren nicht schändlichen Schmeicheleien, suchten sie

---

neues Gefängniß bauen, das reizte das Volk gegen ihn.

sie ihre Größe und Majestät mehr in Ausübung der Tugenden als in dem Privilegio, ungestraft Laster zu begehen, sich durch die an Despoten verübte Strafe nicht gekränkt halten, sie würden sich vielmehr freuen, ihre Majestät von des Lasters Pest gereinigt zu sehen, da sie, und das mit Recht, auf Straßenräuber so unwillig sind, wenn diese bei ihren Unthaten den Königsnamen mißbrauchen.

M. Gehen Sie nun zu Ihren übrigen Sätzen fort.

B. Welche meinen Sie?

M. Wenn nämlich, und an wen Paulus das schrieb, denn ich möchte wissen, was dieses auf unsre Sache für Einfluß haben solle.

B. Auch da will ich Ihnen dienen. Paulus schrieb das in der Kindheit der Kirche, da ihre Mitglieder nicht allein ein tugendhaftes Leben führen, sondern auch unter Menschen, die jede Veranlassung, die Christen zu verläumden, gierig aufsuchten, der Schmähsucht aus dem Wege gehen mußten. Er schrieb an Menschen aus verschiedenen Völkerschaften, die aus dem ganzen römischen Staatskörper sich vereinigt hatten. Unter diesen waren wenige wohlhabend, fast keiner eine obrigkeitliche Person, wenige, die Bürgerrecht hatten, und das waren noch darzu Schutzverwandte größtentheils vom Stande der Freigelassenen. Die übrigen waren Handwerker und Sklaven. Viele von ihnen dehnten die christliche Freiheit über jene Gränzlinie aus, welche die Einfalt

falt des Evangeliums gezeichnet hatte. Dieser aus niedern Menschenklassen gesammelte Haufe, der in Mühseligkeit seinen Broderwerb suchen mußte, durfte nicht sowohl sich um den Staat, des Reichs Ansehn, der Könige Leben und Pflichten, als um allgemeine häusliche Ruhe bekümmern, und konnte weiter nichts verlangen, als unter dem Schatten irgend einer Regierung verborgen zu bleiben. Hätte er es wagen wollen, an der Staatsverwaltung Theil zu nehmen, so hätte man ihn nicht allein für thöricht, sondern auch für wahnsinnig halten müssen, geschweige daß er hätte sollen seine Schlupfwinkel verlassen, und sich mit der machthabenden Obrigkeit in Händel einlassen. Es mußte also am zarten Stamme der jungen Kirche sorgfältig jeder üp-

pige Auswuchs verschnitten werden, der auf den Gebrauch christlicher Freiheit einen Schatten hätte werfen können. Was schreibt also Paulus? Ohne Zweifel kein neues Gebot, sondern jene bekannten Gebote, daß Bürger der Obrigkeit, Sklaven den Herren, Weiber den Männern gehorchen. Er warnt sie vor dem Irrwahne, daß des Gesetzgebers sanftes Joch sie von den Banden der Pflichten losmachen könne, er bittet, mit Anstrengung aller Kräfte dahin zu arbeiten, daß sie der Menschen Wohlwollen erlangen, denn werde Gottes Name durch sie unter den Heyden verherrlicht werden und des Evangeliums Ruhm sich weiter verbreiten. Dazu aber war der Landfriede unentbehrlich, zu dessen Erhaltung auch böse Fürsten und Obrigkeiten beitragen. Noch

deutlicher. Setzen Sie den Fall, daß einer von unsern Lehrern an die unter türkischer Hoheit lebenden Christen schreibe, die arm, ohne Muth, ohne Schutz, in geringer Anzahl, so oft dem Muthwillen des Mächtigen Preiß gegeben sind. Würde er ihnen etwas anders rathen können, als das, was Paulus den Christen zu Rom, der Prophet den in Assyrien lebenden Emigranten rieth? Daß aber Paulus nur auf diese, — nicht auf alle Staatsbürger Rücksicht nahm, sieht man auch daraus, daß, nachdem er die gegenseitigen Pflichten der Männer gegen ihre Weiber, der Weiber gegen die Männer, der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, der Sklaven gegen die Herren, der Herren gegen die Sklaven, sorgfältig auseinander gesezt hat, er auch

die Pflichten der Obrigkeiten bezeichnet, ob er sie gleich nicht wie bei den vorhergehenden namentlich anredet. Warum sollten wir glauben, daß er Königen und andern Obrigkeiten keine Vorschriften gegeben habe, da ihr Wille mehr noch als der der Privatpersonen durch die Bande der Gesetze festgehalten werden muß? Welche andre Ursache könnte da Statt finden, als diese, daß damals in der Kirche weder Könige noch Obrigkeiten waren? Lebte Paulus jezt, wo Völker und Fürsten Christen sind, und es gäbe einen, der menschliche und göttliche Gesetze nach seiner Willkühr schänden, seine Befehle, ja seine Winke für Gesetze gelten lassen, weder Gott fürchten, noch die Menschen scheuen, der Kirche Gut mit Hofnarren und Prassern, denn ich will einen gelin-

den Namen brauchen, theilen wollte, was würde da Paulus an die Kirche geschrieben haben? Er würde, wollte er sich anders gleich bleiben, ihn für keine obrigkeitliche Person erkennen. Allen Christen würde er verbieten, mit ihm zu essen und zu trinken, zu reden und zu gehen, die Strafe bürgerlicher Gesetze würde er den Bürgern überlassen, auch würde er nicht glauben, daß sie pflichtwidrig handeln, wenn sie den nicht für ihren König erkennen wollen, mit dem sie, nach göttlichen Gesetzen, keinen Umgang haben dürfen. Freilich wird es nicht an Hofknechten fehlen, die, wenn sie keinen anständigen Ausweg finden, unverschämt genug sind, zu behaupten, daß Gott im Zorn den Nationen Despoten gebe, die er gleichsam zu Henkern bestimme, an ihnen gebührende

Strafen zu vollziehen. Das mag wahr seyn, aber eben so wahr ist es, daß Gott fast immer aus niedrigen Ständen Geisseln und Rächer des Uebermuths für die Despoten wählt, denn er will das Böse weggethan wissen; dabei nimmt er weder Stand noch Geschlecht, ja keinen Menschen aus. Bei ihm haben Könige und Bettler gleiche Rechte. Mit Recht können wir daher sagen, daß Gott ein gleich gütiger Vater aller, dessen Allwissenheit nichts entgeht, dessen Macht nichts widersteht, keine Laster ungestraft lassen wird. Wollte jemand ein Beispiel, daß Könige von den Unterthanen gestraft worden sind, aus der H. Schrift haben, und wir könnten ihm da keins zeigen, so folgt daraus noch nicht, daß das gesetzwidrig seyn müsse, wovon wir dort kein Beispiel finden.

finden. Von vielen trefflichen und heilsamen Gesetzen bei andern Nationen finden wir in der H. Schrift keine Spur. Wie nach aller Völker einstimmigen Urtheilen das für Recht gilt, was das Gesetz befiehlt, für Unrecht, was es verbietet, eben so ist niemals irgendwo verboten gewesen, das nicht zu thun, was in den Gesetzen nicht enthalten ist. Nirgends hat man eine solche Sklaverei angenommen, auch wird die an neuen Beispielen so fruchtbare Mutter, die Natur, es nicht gestatten, daß alles für böse und ruchlos erklärt werde, wovon man kein Gesetz oder kein in die Augen fallendes Beispiel hat. Fragt mich nun jemand, wo in der H. Schrift ein Beispiel sey, das die Bestrafung der Könige billige, so frag' ich ihn wieder, wo sie denn getadelt werde?

werde? Wollten wir nichts ohne Beispiel thun, wie viel wird da von bürgerlichen Einrichtungen, wie viel wird von Gesetzen übrig bleiben? Sie sind ja größtentheils nicht aus alten Beispielen genommen, sondern gegen neue und beispiellose Ungerechtigkeiten festgesezt. Sind die jüdischen Könige von ihren Unterthanen nicht gestraft worden, so geht uns das wenig an, sie waren nicht von den Bürgern gewählt, sondern von Gott ihnen gegeben. Wer nun ihnen die Ehre gegeben hatte, konnte sie auch mit Fug und Recht zur Strafe ziehen. Wir behaupten so viel, daß das Volk, von welchem die Könige ihr Recht und ihre Gewalt haben, mächtiger sey, als die Könige, und daß die gesammte Nation gegen sie eben das Recht habe, das jene gegen

gen einzelne Bürger haben. Das Völkerrecht aller Nationen, die gesetzmäßige Regenten haben, ist auf unsrer Seite. Alle Nationen, die Wahlkönige haben, sind einig, daß das Volk das Recht, das es einem gegeben habe, aus gerechten Ursachen auch wieder abfodern dürfe. Das haben sich alle Staaten vorbehalten. Daher ist Lentulus genöthigt worden, seine Prätorstelle niederzulegen, da er mit Catilina zu einer Staatsrevolution sich verschworen hatte, und man hat die Decemviros, die doch Stifter der römischen Gesetze waren und die höchste Obrigkeit vorstellten, in ihre Gränze gewiesen. Dogen von Venedig *), selbst Chilperich, König von

*) Johannes Participatus mußte ins Kloster gehen, im Jahre 836. Marinus Falier ward im J. 1354 geköpft.

von Frankreich, mußten die Zeichen ihrer Würde ablegen, und ins Kloster gehen, und nur vor kurzem starb Christivan, König von Dännemark *) im Gefängnisse, nachdem er 20 Jahre vorher das Reich verloren hatte. Sogar die Dictatur — diese Art des Despotismus war in des Volks Gewalt. Immer ward es für Recht gehalten, Staatswohlthaten, wenn sie schlecht angewendet waren, zurückzufodern. Auch Freigelassenen, wenn sie undankbar waren, konnte die Freiheit — der die Rechte so günstig — wieder genom-

*) Christian 2te oder Christivan ward wegen seines unerträglichen Despotismus im J. 1523 abgesezt; er starb 1559, hatte also nicht 20 J. sondern 36 J. vorher, das Reich verloren, 9 Jahre davon war er in den Niederlanden im Exil, 27 J. im Gefängnisse.

nommen werden. So viel von den Ausländern, daß es nicht scheine, daß wir allein uns eines neuen Rechts gegen unsre Könige angemaßt haben. Was uns betraf, konnte kurz gesagt werden.

M. Wie so? Das möcht ich gern hören!

B. Ich könnte mehr als zwölf Könige herzählen, die wegen ihrer Schandthaten entweder zu ewigem Gefängniß verurtheilt wurden, oder nur durch die Flucht und Selbstentleibung der gerechten Strafe entgehen konnten. Ich will nun — daß man mir nicht Schuld gebe, daß ich veraltete Beispiele anführe, wenn ich auf einen Culenus, Evenes, Ferchnod mich berufe — von unsrer Väter Zeiten ein Beispiel nehmen. Daß Jakob

der Dritte von Rechtswegen gemordet sey, wegen seiner ungeheuren Grausamkeit und Lasterhaftigkeit, das ward auf öffentlichem Reichstage erklärt, und man verordnete, daß es keinem der Verbündeten, der darein gewilligt, Geld und Mühe dabei aufgewandt habe, je zum Nachtheil gereichen sollte. Durch diese Erklärung haben sie es ohne Zweifel zu einem Beispiele für die Nachkommen machen wollen. so wie L. Quintus den Servilius Ahala öffentlich lobte, daß er den Spurius Mela, der sich weigerte, sich zu seiner Rechtfertigung zu stellen, auf dem Gerichtsplatze niedergestoßen hätte. Da glaubte man nicht, daß er mit Bürgerblute beflekt, sondern durch des Despoten Mord geadelt sey, und die gesammte Nachkommenschaft bestätigte dieses Urtheil. Wenn

nun

nun jemand die Ermordung eines Mannes, der erst nach unumschränkter Gewalt strebte, gebilligt hat, was würde der bei einem Despoten thun, der gegen der Bürger Habe mit Straßenräuberwuth und gegen ihr Blut mit Henkersbegierde wüthet? Was würden da unsre Landsleute thun? Würden nicht die, welche eine schon verübte That durch öffentlichen Reichstagsschluß für ungestraft erklären, wenn es etwas später geschehen wäre, ein Gesetz darüber gemacht haben? Denn in der Hauptsache kommt nichts darauf an, ob man über eine geschehene That urtheile, oder über eine künftige ein Gesetz abfasse. Denn auf beide Arten wird eine That, die Strafe und Belohnung ihres Thäters beurtheilt.

M. Das gilt vielleicht nur bei unsern Landsleuten. Ich weiß aber nicht, wie man das im Auslande aufnehmen werde. Diese muß ich beruhigen, nicht als wenn ich als Verbrecher vor meinen Richtern stände, sondern vor dem Publiko, nicht wegen meines — denn auf mich fällt nicht der mindeste Verdacht, sondern meiner Mitbürger Rufes. Denn ich fürchte, daß Ausländer die Reichstagsschlüsse, vor denen Sie sich gedekt glauben, mehr tadeln werden, als die That selbst, die mit einer so gränzenlosen Partheiwuth verübt ward. Was Ihre angeführten Beispiele betrift, so wissen Sie ja wohl, was dawider, beide Partheien nach ihrer Denkart sagen können. Da Sie nun das übrige nicht sowohl aus Menschensatzungen, als aus Naturquel-

len schöpften, so theilen Sie mir, wenn es Ihnen gefällig ist, das mit, was für die Billigkeit jenes Gesetzes angeführt werden kann.

B. So sonderbar es auch scheinen mag, die Apologie eines Gesetzes, das von den ältesten Zeiten des Schottischen Reichs an durch den Gebrauch so vieler Jahrhunderte bewährt, der Nation so unentbehrlich, selbst den Königen nicht ungünstig, noch für sie schändend ist — jetzt aber rechtswidrig zu seyn beschuldiget wird — bei Ausländern zu übernehmen, so will ich es doch Ihrentwegen thun. Ich nehme dabei an, daß ich mit denen spreche, die sich Ihnen entgegen setzen. Ich frage aber zuerst, was finden Sie dabei so tadelnswürdig? Die Ursache, warum

um man das Gesetz gab? oder das Gesetz selbst? Denn man gab es, die ungerechte Willkühr der Könige in Zaum zu halten. Wer das verdammen will, verdammt zugleich alle Gesetze aller Völker, denn sie alle haben die nämliche Ursache. Tadeln sie das Gesetz selbst? Wollen Sie also die Könige von den Gesetzen entbinden? so wollen wir sehen, ob das für Sie gut sey? Daß es für das Volk nicht gut sey, bedarf wohl weniger Worte. Oben haben wir den König mit einem Arzte verglichen; wie es nun dem Volke nicht vortheilhaft wäre, dem Arzte das Privilegium, jeden zu morden, zu ertheilen, so wäre es auch dem Staate nicht vortheilhaft, den Königen die Freiheit zu geben, gegen einen jeden zu wüthen. Auf das Volk aber, das die souve-

räne

räne gesetzgebende Gewalt besitzt, dürfen wir nicht unwillig seyn, wenn es eben so sehr wünscht, von einem guten Könige regiert zu werden, als zu sehen, daß ein König, der nicht gut ist, sich vom Gesetze regieren lasse. Ist dem Könige dieses Gesetz nicht vortheilhaft, so wollen wir sehen, ob wir nicht mit dem Volke einig werden können, daß es etwas von seinem Rechte nachlasse, und wir wollen ihm vor seiner Versammlung — dieses Gesetz abzuschaffen, — nicht siebzehn Tage, wie bei den Römern, sondern vierzig Tage nach unserer Sitte Zeit lassen. Sagen Sie mir aber einmal, wer einen Wahnsinnigen aus seinen Fesseln losläßiet, siehet der auf den Vortheil des Wahnsinnigen?

M.

M. Nein!

V. Wer nun aber einem Fieberpatienten — der dem Wahnsinnigen nahe kommt, Kaltes Wasser zum Trinken reicht, so oft er es verlangt, macht sich dieser um den Kranken verdient?

M. Ich rede von Königen, die ihren Verstand haben, und behaupte, daß der Gesunde keine Arzeney, der vernünftige König keine Gesetze brauche. Sie aber wollen alle Könige für böse angesehen wissen, denn sie legen allen Gesetze auf.

V. Nein das sind sie nicht alle; aber auch die ganze Nation ist nicht böse und doch redet sie das Gesetz überhaupt auf einmal an. Die bösen fürchten diese Stimme, die Guten glauben nicht, daß

sie

sie an sie ergehe. So dürfen auf der einen Seite gute Könige nicht auf die Gesetze unwillig werden, und die Bösen werden auf der andern Seite, sobald sie zu Verstande kommen, es dem Gesetzgeber Dank wissen, der das ihnen verbot, was ihnen hätte können schädlich werden. Und das thun sie gewiß, sobald sie zum Nachdenken kommen, so wie Genesene dem Arzte danken, auf den sie während der Krankheit unwillig waren, weil er ihnen nicht alles bewilligte. Beharren die Könige auf ihrem Wahnsinne, dann ist der ihr ärgster Feind, der am willfährigsten gegen sie ist. Darunter gehören die Schmeichler, die durch Liebkosen der Laster der Fürsten ihren Krankheitsstoff vermehren, und endlich mit den Königen zugleich in einen Abgrund stürzen.

M.

M. Solche Fürsten müssen schlechterdings eingeschränkt werden. Der Mensch ist, sobald er ausartet, das wildeste Thier.

B. Das zeigt sich noch mehr, wenn man beobachtet, aus wie vielen Ungeheuern der Mensch zusammengesetzt sey. Schön und fein drükken das die Dichter der Vorwelt aus. Sie sagen, Prometheus habe zur Bildung des Menschen von jedem Thiere etwas genommen. Hier ins Detail zu gehen ist nicht möglich. Zwey davon Zorn und Wollust, sind die scheußlichsten.

Ist es nun nicht Zweck der Gesetze, diese Ungeheuer der Vernunft unterthänig zu machen, und wenn sie das nicht wollen, sie durch Gebote im Zaum zu halten? Wer einen König oder jeden andern

von Gesetzen losspricht, der macht nicht etwa einen Menschen von Banden los, sondern er läßt zwey der grausamsten Ungeheuer gegen die Vernunft los und bewafnet sie, die Schranken der Gesetze zu durchbrechen. Mit Recht, sagt daher Aristoteles: wer dem Gesetze gehorcht, gehorcht Gott und dem Gesetze, wer dem König gehorcht, gehorcht dem Thiermenschen.

M. So schön das auch ist, so haben wir doch, dünkt mich, doppelt gefehlt, denn das leztere scheint mit dem erstern nicht recht zusammen zu hängen. Wäre aber das auch nicht, so sind wir dadurch doch noch nicht weiter fortgerükt. Denn oben haben wir zugegeben, daß König und Gesetz nur eine Stimme

habe

habe. Hier unterwerfen wir ihn den Gesetzen, und, wenn auch das wahr ist, was gewinnen wir durch unsern Schluß? Wer will den in einen Despoten ausgerotteten König vor Gericht fordern? Denn das Recht ohne Kraft würde wohl nicht hinreichend seyn, einen pflichtvergessenen König im Zaum zu halten, oder ihn wider seinen Willen vor seine Richter zu stellen.

B. Sie vergessen, was wir oben von der Königsgewalt gesprochen haben, sonst würden Sie da keinen Widerspruch finden. Wenn eine Obrigkeitliche Person oder ein Concipient dem Herolde die Worte vorsagt, ist das nicht eine Stimme, des Herolds nämlich und des Concipienten?

M.

M. Es ist allerdings die nämliche.

B. Wen halten Sie aber für größer?

M. Den, der die Worte vorsagt.

B. Was ist nun der König, als Verfasser eines Befehls?

M. Größer als beyde.

B. Nun nach diesem Gemälde wollen wir den König bilden, das Gesetz und die Nation. König und Gesetz haben eine Stimme. Wer hat aber sein Ansehen von dem andern? der König vom Gesetze oder das Gesetz vom Könige?

M. Der König vom Gesetze.

B. Woher schließen Sie das?

M. Weil nicht der König des Gesetzes wegen da ist, sondern das Gesetz des Königs wegen, ihn im Zaum zu halten, und dem Gesetze verdankt er es eben, daß er König ist, den ohne dasselbe wäre er Despot.

B. Das Gesetz ist also mächtiger als der König, es mäßigt und leitet seine Begierden und Handlungen.

M. Das hab ich schon zu gegeben.

B. Hat nun das Volk und das Gesetz nicht einerlei Stimme?

M. Einerlei.

B. Wer ist nun mächtiger, das Volk oder das Gesetz?

M. Es dünkt mich, das ganze Volk.

B. Warum das?

M. Das Volk ist Vater und Verfasser des Gesetzes, bei ihm steht es, dergleichen zu machen und aufzuheben.

B. Da nun das Gesetz mächtiger als der König, das Volk noch mächtiger ist als das Gesetz, vor wem wollen wir nun den König ins Gericht fordern? Das wollen wir nun untersuchen; folgen Sie mir nur! Ist der Zügel nicht des Pferdes wegen da?

M. Allerdings.

B. Sattel, Schabracken, Sporen?

M. Eben deswegen.

B. Wäre kein Pferd, hätte das einen Nutzen?

M. Keinen!

B. Das Pferd ist also besser als alles dieses?

M. Ja, freilich.

B. Worzu ist das Schwerdt? zu was braucht man es?

M. Zu gar vielen Dingen. Besonders zum Sieg im Kriege.

B. Nun so schätzen wir den Sieg höher als Pferde, Waffen und unsre Kriegsbedürfnisse.

M. Allerdings.

B. Auf was aber sehen die Menschen bei der Wahl eines Königs vorzüglich?

M. Auf den Vortheil der Nation.

B. Gäb es keine Menschengesellschaft, würde man da Könige brauchen?

M. Nein!

B. Das Volk ist aber mehr als diese?

M. Nothwendig.

B. So ist es denn auch größer! Kommt nun der König vor ein Volksgericht — so kommt der geringere zum größern als seinen Richter.

M. Wenn würden wir das Glück erleben, daß die ganze Nation vereinigt, auf das was Recht ist, halte?

B. Darauf brauchen wir nicht zu warten, sonst würde kein Gesetz gegeben, keine Obrigkeit gewählt werden können. Denn fast kein Gesetz ist ganz unpartheyisch, und kein Mensch ist so allgemein beliebt, daß er keinen Feind oder Neider, oder Verfolger haben sollte. Das Gesetz soll nur dem größern Haufen nützlich werden, und nur dieser soll von den Competenten eine gute Meinung haben. Kann nun der größere Haufe der Nation Gesetze und Obrigkeiten machen, warum sollte er nicht über seine Obrigkeiten urtheilen, warum nicht ihnen Richter bestimmen können? Suchten die gemeinen

Römer ihre Tribunen, die Spartaner ihre Ephoren, die Härte der Regierung zu mildern, wird es unbillig seyn, wenn eine freie Nation auf eine ähnliche oder andre Art dafür sorgt, sich der drückenden Last des Despotismus zu entziehen?

Was die Nation vermag, das sehe ich. Was sie aber wolle oder dulde, das ist schwer zu errathen. Denn der große Haufe hängt am Alten, er schaudert vor Neuerungen: das ist desto mehr zu verwundern, da mit Speisen, Kleidern, Gebäuden und dem Hausgeräthe so viel gewechselt wird.

B. Das sagte ich — nicht weil ich Neuerungen begünstigen wollte, sondern nur zu beweisen, daß schon vor alten Zei-

ten der König die Nation für seinen Richter erkannte, welches Sie erst für etwas neues, ja unglaubliches hielten. Das abgerechnet, was wir darüber gesprochen haben und was man leicht in der Geschichte finden kann, haben Sie nie gehört, daß es bei Kroncompetenten auf die Entscheidung der Schiedsrichter ankam?

M. Bei den Persern geschahe es einigemal.

B. Auch geschahe es, nach Aussage unsrer Geschichtschreiber bei Grimo und Malcolm dem zweiten *). Aber Sie könn-

*) Kurz nach dem J. 1000. nach Chr. Geb.

könnten einwenden, daß diese Art Richter von den streitenden Partheien mit ihrer Bewilligung angenommen werde, wir kommen daher auf die ordentlichen Richter.

M. Vielleicht geht es Ihnen da, wie denen, die auf der See den Wallfisch in Netzen fangen wollen.

B. Wie so?

M. Weil nur der stärkere den schwächern ergreifen, bezähmen und bestrafen kann. Wer soll aber den König richten? Die, gegen welche er die höchste Gewalt hat? die er durch sein: tel est notre plaisir in Respekt erhält?

B. Wenn es aber nun eine größere Gewalt gäbe, der das nämliche Recht gegen den König zustünde, das dem Könige gegen die Nation zusteht?

M. Lassen Sie hören!

B. Diese Gewalt, vergessen Sie das nicht, geben wir der Nation.

M. Ja, der ganzen Nation, oder dem größern Theile selbst, denn auch das gebe ich zu, denen, welchen die Nation oder der größere Theil derselben sie vertraut.

B. Nun, da machen Sie mir die Arbeit leichter.

M. Man weiß aber wohl, wie sehr der große Haufe, durch Furcht oder Belehrungen, durch Hofnung der Geschenke oder Begnadigung sich blenden lasse, seinen Vortheil dem Nutzen, ja wohl gar der Sicherheit des Staats vorzuziehen, — bei wenigen nur möchte das Gegentheil statt finden. Denn wie viele Redliche giebt es noch? Der ganze übrige Troß, vom Blut und Raube gemästet, bietet seine Freiheit zum Verkauf aus, während er die der Andern beneidet. Rechnen Sie ferner diejenigen ab, denen der Königsname, auch wenn böse ihn führen, ehrwürdig ist, diejenigen, die bei aller ihrer Theorie von Recht und Billigkeit, eine schimpliche Gemächlichkeit ehrenvollen Gefahren vorziehen, diejenigen, die immer lauschen auf der Zu-

kunft

kunft Erfolg, nur darnach ihre Maaßregeln nehmen, nicht der Parthei, nur ihrem Glücke folgen. Welche ungeheure Anzahl Menschen!

B. Und doch noch nicht die größte. Denn Despotengewalt trift viele, ihre Wohlthaten nur wenige. Des Pöbels unersättliche Begierde entzündet sich, wie Feuer, wenn Brennstoff darzu kommt. Was aber vielen gewaltthätig entrissen wird, nährt mehr den Hunger weniger, als daß es ihn stillen sollte. Solcher Menschen Treue steht und fällt mit dem Glücke. Und wären sie auch treu, so sind sie doch keine Bürger. Sie sind Störer, wenigstens Verräther der menschlichen Gesellschaft. Dieses Laster ist nicht bei Königen, noch weniger bei Pri-

vatpersonen zu dulden. Denn welche sind Bürger? die den Gesetzen gehorchen, die Menschengesellschaft vertheidigen, lieber jede Mühe, lieber jede Gefahr für das Wohl ihrer Mitbürger übernehmen, als in einem schimpflichen Müßiggange aus Liebe zur Trägheit ihr Leben zubringen, die nicht den Genuß der Gegenwart, sondern das Andenken des Nachruhms vor Augen haben. Wenn auch Furcht und Eigennutz einige von der Gefahr entfernt, so wird sie der Glanz großer Thaten und die Schönheit der Tugend — wenn auch ihr Muth wankend gewesen wäre — wieder erheben und stärken, und wer nicht Anführer zu seyn vermag, wird sich nicht weigern, wenigstens Gefährte zu seyn. Schätzt man nun die Bürger nicht nach der Zahl, sondern nach dem

Werthe, so wird nicht allein der beßre, sondern auch der größre Theil für Freiheit, Ehre und Sicherheit fechten. Und wäre auch das ganze gemeine Volk auf der Gegenparthei Seite, so thut uns das nichts. Denn es fragt sich hier, nicht was geschehen wird, sondern was geschehen sollte. Doch wir kommen zu den ordentlichen Gerichten.

M. Das erwartete ich eben.

B. Wenn eine Privatperson sich beschwert, daß der König ihr Landgut oder nur einen Theil davon widerrechtig ihr vorenthalte, was da zu thun? Soll der Partikülier das Stück Land abtreten, weil er den König nicht vor einen Richter hinstellen kann?

M. Nein. Er wird nicht den König, wohl aber dessen Sachwalter vorfordern.

B. Das ist nun so eine Nothhülfe!

M. Mich kümmert es nicht, es sey der König selbst, oder sein Sachwalter da, denn in beiden Fällen geht der Streit auf des Königs Gefahr fort — ihm, nicht seinem Sachwalter, bringt der Erfolg Schaden oder Gewinn *). Er ist der Beklagte, denn es betrift seine

Sache

*) Georg der 2te fragte einst, da er in Hannover war, seinen Kammerpräsidenten, warum verliere ich aber alle Prozesse gegen meine Unterthanen? Sire — antwortete der freimüthige Greis — weil Sie niemals Recht haben.

Sache. Wäre es nun nicht blos ungereimt, sondern auch unbillig, dem Könige vor Gericht ein Stückchen Land absprechen wollen', ihn aber, wenn er Vatermörder, Vergifter, Feind des Vaterlandes ist, nicht vor Gericht zu stellen wagen, in Kleinigkeiten streng seyn, und ihn die größten Schandthaten ungestraft begehen lassen, damit das alte Sprüchwort noch gelte, daß die Gesetze den Spinngeweben ähnlich sind, die nur Fliegen fangen, größere Insekten durchschlüpfen lassen? Ungerecht und unbillig ist die Klage derer, die es weder für ehrenvoll noch billig halten, daß Könige von geringern gerichtet werden, da doch dieses in Prozessen über Geld und Grundstücken üblich ist, und die Größten nach dem Könige fast immer vor

Rich-

Richtern stehen, die ihnen weder an Reichthümern, noch an Adel, noch an Edelthaten ähnlich sind — ja vor dem gemeinen Volke nur wenig Rang haben, und vielmehr weit tiefer unter den Beklagten stehen, als hohe Standespersonen unter den Königen, und doch halten sich jene vornehme Männer dadurch in ihrer Würde nicht gekränkt. Wollten wir annehmen, daß jeder nur vor einen höhern als Richter gestellt werden könne, dann müßten die Armen warten, bis der König Lust und Zeit hat, einen Beklagten aus dem Adel zu richten. Ja, ihre Klage ist nicht blos ungerecht, sie ist auch falsch. Denn niemand kommt vor den Richter, als vor einen geringern, da auch Gott diesem Stande so viel Ehre erweist, daß er sie nicht allein Könige, sondern

auch Götter *) nennt, und seine Würde gleichsam mit ihnen theilt. So mußten jene Päbste, die Königen ihre Füße zu küssen aus Gnaden reichten, die um Könige zu ehren, wenn diese sie besuchten, ihnen Maulesel entgegen schickten, die auf die Nacken der Kaiser mit Füßen traten, gehorchen, wenn man sie vor Gericht forderte, — auch, wenn es verlangt ward, ihre Würde niederlegen. Johannes der 22ste ward auf der Flucht eingeholt, in den Kerker geworfen, und mußte, nachdem er sich noch mit genauer Noth ranzionirt hatte, dem neuerwählten Pabste die gewöhnliche Ehrerbietung erweisen, und eben dadurch seiner Richter Ur-

*) Exod. 21, 6. Psalm. 82, 6. 1 Corr. 8, 5. Jo. 10, 34.

Urtheil bestätigen *) Was that die Kirchenversammlung zu Basel? Erklärte sie nicht einstimmig, daß der Pabst einem Concil unterworfen sey? Aus was für Gründen sie dieses that, lehren die Akten dieser Synode. Wie sollten also Könige, die dem Pabste einen so großen Rang über sich geben, daß er sie auf ihren Thronen in Schatten setzt, in ihrer Würde sich gekränkt glauben, da der Pabst es nicht für schimpflich hielt, von seiner Höhe herabzusteigen, und sich vor dem Cardinalscollegio zu vertheidigen? Auch ist das falsch, wenn sie wähnen, vor den Richterstuhl eines Niedern gestellt zu werden. Vor Gericht ist es nicht Titus,

Sem-

*) 1318.

Sempronius oder Stichus, der verdammt und losspricht, sondern das Gesetz selbst, dem zu gehorchen, die großen Kaiser Theodosius und Valentinianus den Königen zur Ehre anrechnen. Hier sind ihre eignen Worte, die das dankbare Andenken aller Jahrhunderte verdienen: „es ist, „sagen sie, ein für die Majestät des Re„genten ehrenvolles Bekenntniß, daß „auch der Fürst an die Gesetze gebunden „sey, und seine Herrschaft den Gesetzen „unterwerfen, heißt auch wirklich mehr „als herrschen, darum machen wir das „— was andre nicht thun dürfen — „durch dieses Patent bekannt." Das fühlten und ordneten diese gute Fürsten, aber auch die schlechtesten müssen das einsehen. So beobachtete z. B. Nero, als Harfenspieler gekleidet, nicht allein ihre

Ge-

Geberden und Bewegungen, sondern er stand auch, da ihm das Urtheil der Richter bekannt gemacht werden sollte, zwischen Furcht und Hofnung ängstlich auf den Sieg da. Denn ob er es gleich wußte, daß man ihn würde zum Sieger krönen, so hielt er doch diesen Sieg selbst für desto ehrenvoller, wenn er nicht durch Schmeichelei der Richter erschlichen, sondern im Wettkampfe errungen wäre. Und so glaubte er, daß Achtung gegen das Gesetz nicht sein Ansehen schmälere, sondern seinen Sieg verherrliche.

M. Ich sehe wohl, daß Sie es nicht so schlimm meinen, als ich fürchtete, da Sie sagten, daß Könige den Gesetzen gehorchen müssen, denn das gründet sich nicht sowohl auf den Ausspruch der Philoso-

losophen, als den der Könige, Kaiser und Kirchenversammlungen. Nur das verstehe ich nicht ganz, was Sie sagen, daß nicht der Mensch, sondern das Gesetz das Urtheil spreche.

B. Denken Sie nur ein wenig an das vorige. Behaupteten wir nicht, daß König und Gesetz nur eine Stimme haben?

M. Ja.

B. Concipient und Herold, wenn er das Gesetz bekannt macht?

M. Eben so.

B. Der Richter, wenn er seinen Ausspruch mit dem Gesetze belegt?

M.

M. Eben so.

B. Wer hat nun sein Ansehen von dem andern, der Richter von dem Gesetze, oder das Gesetz vom Richter?

M. Der Richter vom Gesetze.

B. Das Gesetz thut also den Ausspruch, der Richter leiht die Worte darzu.

M. So scheint es.

B. Ganz gewiß. Das Urtheil gilt nur dann, wenn es nach dem Gesetz ausgesprochen wird, wo nicht, so wird es kassirt.

M. Ganz wahr.

B. Daraus sehen Sie, daß der Richter sein Ansehn vom Gesetze habe, nicht das Gesetz sein Ansehen vom Richter.

M. Das sehe ich.

B. Auch schmälert der niedrige Stand des Richters nicht die Würde des Gesetzes, sondern diese ist immer die nämliche, der König, Richter oder Herold, mag sie handhaben.

M. Allerdings.

B. Ein einmal gemachtes Gesetz ist erst des Königs, dann der Andern Stimme.

M. Ja.

B. Wenn also der König vom Richter verurtheilt wird, so hat ihn das Gesetz verurtheilt.

M. Das ist deutlich.

B. Wenn er vom Gesetz verurtheilt wird, so verurtheilt er sich selbst, denn das Gesetz und der König haben nur eine Stimme.

M. Eben so als wenn es seine Handschrift wäre.

B. Was kümmert uns also der Richter, da wir des Königs eignes Geständniß d. h. das Gesetz haben? Aber eben kommt mir noch etwas in den Sinn. Wenn der König als Richter in irgend einer Sache den Ausspruch thun soll,

muß

muß er nicht da vergessen, daß er Bruder, Vater, Verwandter, Freund und Feind sey, und nur daran denken, daß er jezt Richter sey?

M. Das muß er.

B. Blos die Rolle spielen, die der Handlung zukommt?

M. Erklären Sie sich deutlicher darüber.

B. Es sey! wenn jemand nach fremden Gute trachtet, was thut er da?

M. Er stielt.

B. Wie heißt er deswegen?

M. Ein Dieb.

B.

B. Was thut der, der eines fremden Weibes genießt?

M. Er bricht die Ehe.

B. Wie heißt er also?

M. Ein Ehebrecher.

B. Und der, der richtet?

M. Ein Richter.

B Der König muß also, sobald er Recht sprechen soll, allen andern Verhältnissen entsagen?

M. Allerdings, denjenigen aber besonders, die beim Urtheilsspruche der einen Parthei schaden könnten.

B. Muß aber nicht auch der Beklagte die Verhältnisse ablegen, die dem Urtheile hinderlich werden könnten?

M. Allerdings, wenn das der Fall wäre, doch gehen diese den Richter nichts an, da Gott nicht einmal will, daß man des Armen Sache vor Gericht beugen soll *).

B. Der Richter sieht beim Urtheile nur auf eins, das Verbrechen.

M. Nur auf dieses.

B. Wenn nun der König des Vatermords beschuldigt wird, geht der Königsname den Richtern etwas an?

M.

*) Exod. 23. v. 6.

M. Nein, sondern blos der Name Vatermörder, denn die Untersuchung betrift hier nicht die Regierung, sondern den Vatermord.

V. Wenn nun zwei Vatermörder vor Gerichte stehen, ein König, und ein Bettler, ist da nicht des Richters Untersuchung bei beiden die nämliche?

M. Die nämliche. Wahr und schön heißt es beim Lukan: In den Wellen des Rheins war Cäsar mein Führer, hier mein Mitschuldiger. Bosheit setzt Menschen, die sie schändet, in einen Rang.

V. Sehr wahr. Hier gilt es also weder den König noch den Bettler, sondern den Vatermörder. Den König gält

es nur dann, wenn die Frage wäre, welcher von beiden König sey, oder ob z. B. Hiero König oder Despot sey oder des etwas, was das Königsamt betrift, wie es z. E. bei einem Mahler darauf ankommt, ob er die Mahlerkunst verstehe. Wie aber, wenn der König sich nicht freiwillig vor Gericht stellt, auch nicht darzu gezwungen werden kann?

B. Das hat er mit allen Missethätern gemein, kein Straßenräuber oder Giftmischer kommt freiwillig vor Gerichte. Sie wissen ja aber wohl, was das Gesetz erlaubt, den Dieb, wenn er des Nachts kommt, auf jede mögliche Art, kommt er am Tage, nur dann zu tödten, wenn er sich mit tödlichem Gewehre versehen hat. Kann er nur mit Gewalt vor

Gericht

Gericht gebracht werden, dann wissen Sie ja, was üblich ist. Den Straßenräuber, die zu mächtig sind, als daß man nach den Gesetzen gegen sie verfahre, pflegen wir zu bekriegen. Es haben ja alle Kriege zwischen Nationen, alle Kriege zwischen Völkern und Königen, keine andre Veranlassung, als Beleidigungen, die man nicht gerichtlich durch die Gesetze nur im Kriege durch des Schwerdtes Schärfe entscheiden kann.

M. Ja, das geht wohl gegen Feinde an. Bei Königen ist es anders, denen haben wir uns durch Eide zum Gehorsam verpflichtet.

B. Das wohl, aber sie versprachen doch vorher Recht und Gerechtigkeit zu verwalten.

M. Allerdings.

B. So findet zwischen dem Könige und den Bürgern ein Vertrag statt.

M. Höchst wahrscheinlich.

B. Wer nun also zuerst vom Vertrage abgeht, der bricht ihn.

M. Ja, freilich.

B. Ist aber das Band gelöset, das König und Nation band, dann verliert der, der den Vertrag brach, die daraus fliessenden Rechte.

M. Diese verliert er.

B. Und der, mit welchem der Vertrag Statt fand, wird dadurch eben so frei als er vorher war.

M. Billig eben so frei.

B. Löst nun der König die bürgerliche Gesellschaft auf, zu deren Erhaltung er gewählt war, wie nennen wir ihn da?

M.

M. Einen Despoten.

B. Der Despot hat aber nicht allein keine gesetzmäßige Herrschaft, sondern er ist auch ein Volksfeind.

M. Ja wohl.

B. Nun, ist aber der König gegen einen Feind, wegen schwerer und unerträglicher Beleidigungen, gerecht.

M. Sehr gerecht.

B. Ist aber der Krieg mit dem Feinde aus gerechten Ursachen einmal angefangen, dann kann nicht allein die ganze Nation, es können auch einzelne den Feind tödten.

M. Das gebe ich zu.

B. Ist nun aber nicht der Despot ein Feind des Staats, dem jeder Rechtschaffene einen ewigen Krieg angekündigt

hat?

hat? Sollte nicht also jeder Mensch ihn nach Kriegsrecht behandeln dürfen?

M. Fast alle Nationen glaubten das. Auch Thebe ward gelobt, daß sie ihren Gatten, Timoleon, daß er seinen Bruder*) und Cassius, daß er seinen Sohn tödtete, Fulvius, weil er seinen Sohn, der Catilinas Parthei nahm, Brutus, weil er seine Söhne und Verwandte tödtete, da er erfahren hatte, daß sie den Plan machten, die Despoten zurückzuführen. Für Tyrannenmörder waren vom Staate Belonungen hier, in Griechenland, und Ehrenbezeigungen bestimmt; so wenig Verbindung wollte die Menschheit in der Vorwelt mit den Despoten haben! Doch was samm-

*) Timophanes der sich zum Herrn von Corinth machen wollte.

sammle ich die Zeugnisse einzelner, da ich das der ganzen Welt vor mir habe? Wen tadelte nicht der Domitius Corbalo, daß er das Wohl des Menschengeschlechts so wenig achtete, daß er den Kaiser Nero, ob er gleich konnte, nicht vom Throne stieß. Auch ward er deswegen nicht allein von den Römern getadelt, sondern auch vom Perserkönige Tyridates, der deswegen nicht fürchtete, daß dieses Beispiel auf ihn Einfluß haben möchte. Auch die Seelen der schlechtesten und an die Grausamkeit gewöhntesten Menschen sind nicht in dem Grade von dem allgemeinen Hasse gegen alles, was Despot ist und heißt, frei, daß er nicht bisweilen, wider ihren Willen zum Ausbruche kommen und sie beim Anblicke der Wahrheit und Ehre starr und staunend machen sollte. Da die

Die-

Diener des C. Caligula, die eben so grausam waren als ihr Herr, nach seiner Ermordung in einem Auflaufe, die Mörder zur Todesstrafe ziehen wollten, und immer schrieen, wer den Kaiser getödtet habe, so rief Valerius Asiaticus, der Burgemeister gewesen war, von einem Orte herab, wo man ihn sehen und hören konnte: hätte ich doch ihn umgebracht!

Diese Worte rührten jene so verwilderte Menschen so sehr, daß der ganze Auflauf ein Ende hatte. Den Begriff von Recht und Ehre prägte tief die Vorsehung ins menschliche Herz, nur eine leise Erinnerung daran, und Gewaltthätigkeit wandelt sich in Friede, gereizte Wuth erschlafft, und der Wahnsinn selbst erkennt — freiwillig oder gezwungen —

die

die Herrschaft der Vernunft an. Selbst die, welche Himmel und Erde mit ihrem Gekreische erfüllen, denken nicht anders. Das sieht man auch leicht daher, daß Menschen gewisse Ereignisse der gegenwärtigen Zeit tadeln — und doch noch weit gräßlichere Auftritte in der Vorwelt — wenn sie dieselbe geschildert finden, loben und preisen, und so zeigen sie dadurch, daß sie mehr ihren Privatleidenschaften fröhnen, als durch den Nachtheil des Vaterlandes sich leiten lassen. Aber brauchen wir bei der Frage, was verdienen die Despoten? einen glaubwürdigern Zeugen, als ihr eignes Gewissen? Daher kommt die ewige Furcht vor allen, besonders aber vor den Redlichen. Sie sehen das Schwerdt, das sie immer gegen andere zucken, immer über ihrem Haupte an

 einem

einem Haare hängen, und messen die Gesinnungen Andrer gegen sich nach ihrem Hasse gegen sie. Redliche hingegen, die keine Menschen scheuen, bringen sich oft in Gefahr, denn, wenn sie das Wohlwollen andrer gegen sich schätzen und würdigen wollen, so bringen sie nicht die verdorbene Menschennatur — sondern ihr Verdienst um sie mit in Anschlag.

B. Mit Recht zählen Sie die Despoten unter die wildesten Thiere, und mit Recht halten Sie den Despotismus für widernatürlicher als Armuth, Krankheit und Tod und andre Uebel in der Natur.

M. Wenn ich die Gründe bei mir abwäge, so kann ich nicht leugnen, daß das alles wahr sey, denk ich aber an die Gefahren, die bei einer solchen Ueberzeugung erfolgen können, so ists als wenn mir Zaum und Gebiß in den Mund gelegt würden, ich wanke, lenke ein von jenen allzustoischen und strengen Grundsätzen, und verliere fast den Muth. Denn darf der Bürger den Despoten tödten, so öfnen wir der Bosheit Thür und Thor! Wie viel Gefahren erwecken wir den Guten! wie viel Frechheit erlauben wir den Bösen! welche allgemeine Verwirrung stiften wir da! Wem wird es an einem scheinbaren Vorwande fehlen, sobald er einen guten oder wenigstens einen nicht ganz schlimmen König morden will? Wenn jeder Bürger es für erlaubt hält,

Plane zur Ermordung des strafbarsten Fürsten zu machen, oder diese wirklich auszuführen, welche allgemeine Störung in allen Dingen wird es da geben! Die Bösen werden lärmen für Unwillen, daß ihnen ihr Anführer genommen sey, auch die Guten werden es nicht alle billigen. Und wenn sie es auch billigen, so werden sie doch nicht alle den Urheber ihrer Freiheit gegen eine schändliche Rotte vertheidigen. Die Meisten werden unter dem ehrenvollen Gewande des Friedens ihre Trägheit verhüllen, und mehr die Tugend andrer verläumden, als ihre Verdrossenheit bekennen. Diese Erinnerung an den Nutzen des Staats, diese Entschuldigung, daß man die Sache des Vaterlandes verlasse, die Furcht für Gefahren benimmt den Meisten den Muth,

oder

oder schwächt ihn wenigstens, und zwingt sie, eine, wenn auch nicht ganz zuverläßige, Ruhe der ungewissen Erwartung der Freiheit vorzuziehen.

B. Wenn Sie das vorige noch wissen, so wird diese Furcht bald verschwinden. Denn wir nahmen an, daß es unumschränkte, durch der Nation Stimme gebilligte, Regierungen gebe, die wir wegen der Mäßigung ihrer politischen Grundsätze mit dem Königsnamen beehren. Keinem wollte ich es rathen, sich an einem von diesen, ja nicht einmal an einem von denen, die mit Gewalt oder List zur Regierung kamen, zu vergreifen, wenn er anders als Bürgerfreund gemäßigte Regierungsgrundsätze befolgt. So waren bei den Römern Vespasian, Titus,

Pertinax, bei den Griechen Alexander, Hiero zu Syracus, denn ob sie gleich ihre Reiche mit Gewalt der Waffen erworben, so verdienten sie doch wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe den Vorzug, unter gerechte Fürsten gezählt zu werden. Ich will überdieses damit nur gezeigt haben, was mit Recht geschehen könne und solle, keinen aber will ich damit reizen, dergleichen Dinge zu unternehmen. Dort reicht eine deutliche Auseinandersetzung hin, hier bedarf man Ueberlegung des Plans, Klugheit beim Anfange, Tapferkeit bei Ausführung desselben. Zeiten, Personen, Oerter und andre Hülfsmittel sind dabei oft beförderlich, oft aber auch verderblich. Und wenn jemand sich sollte verleiten lassen, dergleichen Dingen sich ohne Kopf zu unterziehen, so habe ich an seinem

Irrthume so wenig Schuld als der Arzt, der Heilmittel geziemend niederschrieb, an der Unbesonnenheit derer haben kann, die sie dem Kranken ganz zur Unzeit geben.

M. Sie würden mich Ihnen sehr verbinden, wenn Sie das einzige, was noch zu fehlen scheint, hinzusetzen wollten, ob es nämlich eine kirchliche Strafe gegen Despoten gebe.

B. Das finden Sie 1. Corr. 5, 11. „Ich habe euch geschrieben, ihr sollt nichts „mit offenbaren Sünden zu schaffen haben, „nämlich so jemand ist, der sich läßt einen „Bruder (Christen) nennen, und ist ein „Hurer u. s. w. mit demselben sollt ihr „auch nicht essen." Gält das noch unter den Christen, so würden die Bösen,

wenn sie sich nicht besserten, für Hunger, Kälte oder Blöße umkommen müssen.

M. Eine harte Strafe. Aber vielleicht macht das Volk, das soviel auf seine Obrigkeiten hält, bei seinen Königen hier eine Ausnahme.

B. Alle alten Kirchenlehrer haben Pauli Worte einstimmig so erklärt. Denn Ambrosius schloß den Kaiser Theodosius aus der Gemeinschaft der Christen aus*), und Theodesius gehorchte dem Bischofe. Keine That eines Bischofes hat, so viel ich

*) A. 390. weil der Kaiser 7000 Einwohner von Thessalonich, wo in einem Auflaufe einer seiner Officiers war getödtet worden, hatte ermorden lassen.

ich weiß, das Alterthum so allgemein gelobt, als die des Ambrosii, keines Kaisers Bescheidenheit und Demuth ist mehr gepriesen worden, als die des K. Theodosii. Wie viel aber kommt nicht darauf an, als ein Verworfener im Banne zu leben? Da man für vogelfrei erklärt ist? Obrigkeiten haben gegen ungehorsame Unterthanen keine härtere Strafe, so auch die Geistlichkeit. Auf die Verachtung beiderlei Regiments, des geistlichen und weltlichen — ist der Tod gesezt, aber das erstere kündigt den Untergang des Körpers, das leztere den des ganzen Menschen an. Sollte also die Kirche, die viel geringere Verbrechen mit dem Tode bestraft, nicht dem die Todesstrafe zuerkennen, den sie lebend aus ehrlicher Leute Umgang vertreibt, und nach seinem Tode der Gesell-

schaft

schaft böser Geister überläßt? Das reicht vielleicht hin, die Billigkeit meiner Behauptungen zu beweisen, sollte es jedoch einigen Ausländern mißfallen, so bitte ich sie, zu bedenken, wie unbillig sie uns behandeln. Es giebt ja in Europa viele, große und mächtige Nationen, jede hat ihre Gesetze, Uebermuth wäre es, wenn jede ihre Regierungsform andern aufdringen wollte. Die Schweizer haben eine freie Republik, einige Städte in Deutschland eine Aristokratie, die Venetianer eine gewissermaßen gemischte Regierungsform, Moskau eine unumschränkte Monarchie. Wir bewohnen zwar ein kleines Reich, aber seit zweitausend Jahren war es frei von fremder Völker Herrschaft. Vom Anfange an wählten wir

gesetzmäßige Könige, gaben Gesetze, die gegen sie und die Nation gleich unpartheiisch waren. Ihren Nutzen hat die Dauer bewährt. Wenn es noch steht, so verdankt es das mehr der Beobachtung dieser Gesetze, als der Gewalt der Waffen. Wie unbillig wäre es, wenn jemand verlangen wollte, daß wir Gesetze, deren Nutzen wir seit so vielen Jahrhunderten aus der Erfahrung kennen, entweder abschaffen, oder vernachläßigen sollten? Wie unverschämt wäre es, wenn Menschen, die ihre eigne Regierungsform nicht aufrecht erhalten können, die Ruhe und Ordnung in einem fremden Staate zu untergraben wagen wollten? Unsre Einrichtungen sind ja nicht blos uns, sie sind auch den Nachbarn vortheilhaft.

Was kann auf die Erhaltung des Friedens mit angränzenden Nationen mehr Einfluß haben, als die Mäßigung der Fürsten? Ihre unersättliche Begierde ist es ja, die meistentheils ungerechte Kriege unüberlegt anfängt, mit Bosheit führt, und mit Schande endigt. Was kann für einen Staat schädlicher seyn, als böse Gesetze bei den Nachbarn, die ansteckend, wie die Pest, fortschleichen? Warum will man nur uns lästig fallen, da so viele Nationen um uns herum, diese solche, und jene andre Gesetze haben, giebts bei ihnen keine? Oder warum fängt man eben jezt an, uns lästig zu fallen, da wir nichts neues beginnen, sondern bei alten Rechten verharren. Da wir das nicht allein thun, auch nicht die ersten sind, es

auch jezt nicht zum erstenmal thun? Einigen gefallen unsre Gesetze nicht, vielleicht gefallen die ihrigen uns auch nicht. Wir kümmern uns nicht ängstlich um fremder Völker Staatsverfassung. Mann lasse uns die unsrige, die der Besitz so vieler Jahre bewährt hat. Stören wir etwan ihre Versammlungen? Oder welches andre Recht haben Sie, uns drücken zu wollen? Ihr seyd, sagen sie, Rebellen, Aufwiegler! Ich könnte geradezu antworten, was das sie angehe? Uns gilt die Gefahr und der Schade der Revolutionen, von denen ich jezt viele herzählen könnte, die für Länder und Staaten nichts weniger als schädlich waren. Ich kann diese Apologie entbehren. Keine Nation kann Revolutionen weniger lieben,

ben, oder dabei mit mehr Mäßigung zu Werke gehen. Viele Streitigkeiten entstanden über die Gesetze, die Thronfolge, Regierungsform, — aber immer blieb der Staat was er war, und man kämpfte — nicht wie bei den meisten Völkern — weder bis zum Ruin des Volkes, noch aus Haß gegen die Fürsten — sondern aus Liebe gegen das Vaterland, aus Eifer, die Gesetze aufrecht zu erhalten. Wie oft standen denn etwan zu unsern Zeiten große Heere in Schlachtordnung einander gegenüber? Wie oft gieng man nicht allein ohne Schwerdtstreich, sondern auch ohne Schaden, ja ohne zu schmähen, auseinander? Wie oft stillte das Wohl des Staats den Privathaß? Wie oft erstickte der Ruf von der Feinde Ankunft den Bürger,

ger,

gerzwist? Unsere Bescheidenheit in den Revolutionen war eben so groß, als unser Glück, da fast immer auch der gerechtere Theil der glücklichere war. Wie Mäßigung uns bei bürgerlichen Unruhen, so leitete uns allgemeiner Vortheil zur Eintracht. Jezt nur so viel davon! Mög' es etwas beitragen, die Zungen unsrer Widersacher zu zämen, den Starrsinn zu widerlegen, und unsere Freunde zu befriedigen! Wie bei andern Nationen die Staatsverfassung sey, das kann uns nicht sehr kümmern, ich sprach blos von der unsrigen, weitläuftiger als ich erst wollte und vielleicht nöthig war, weil ich blos für Sie diese Arbeit unternahm, und sind Sie damit zufrieden, so ist meine Absicht erreicht.

M.

M. Ich bin auf das vollkommenste damit zufrieden, könnte ich Andre eben so befriedigen, so würde ich sagen: Diese Unterredung hat mir sehr gar viel gefruchtet, und mir manchen drückenden Zweifel benommen!!

Ende.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

500.-
Mai 84

Bövl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Frey, Thomas

Das Königsrecht nach Georg Buchanan Ein Beitrag aus d. 16. Jh. zur Beurtheilung der Philosophie und Ereignisse unsrer Tage ; Nebst e. Biogr. Buchanans und einigen histor. Anm

Altona 1796

Pol.g. 1035
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10771533-9
VD18 14660067-001